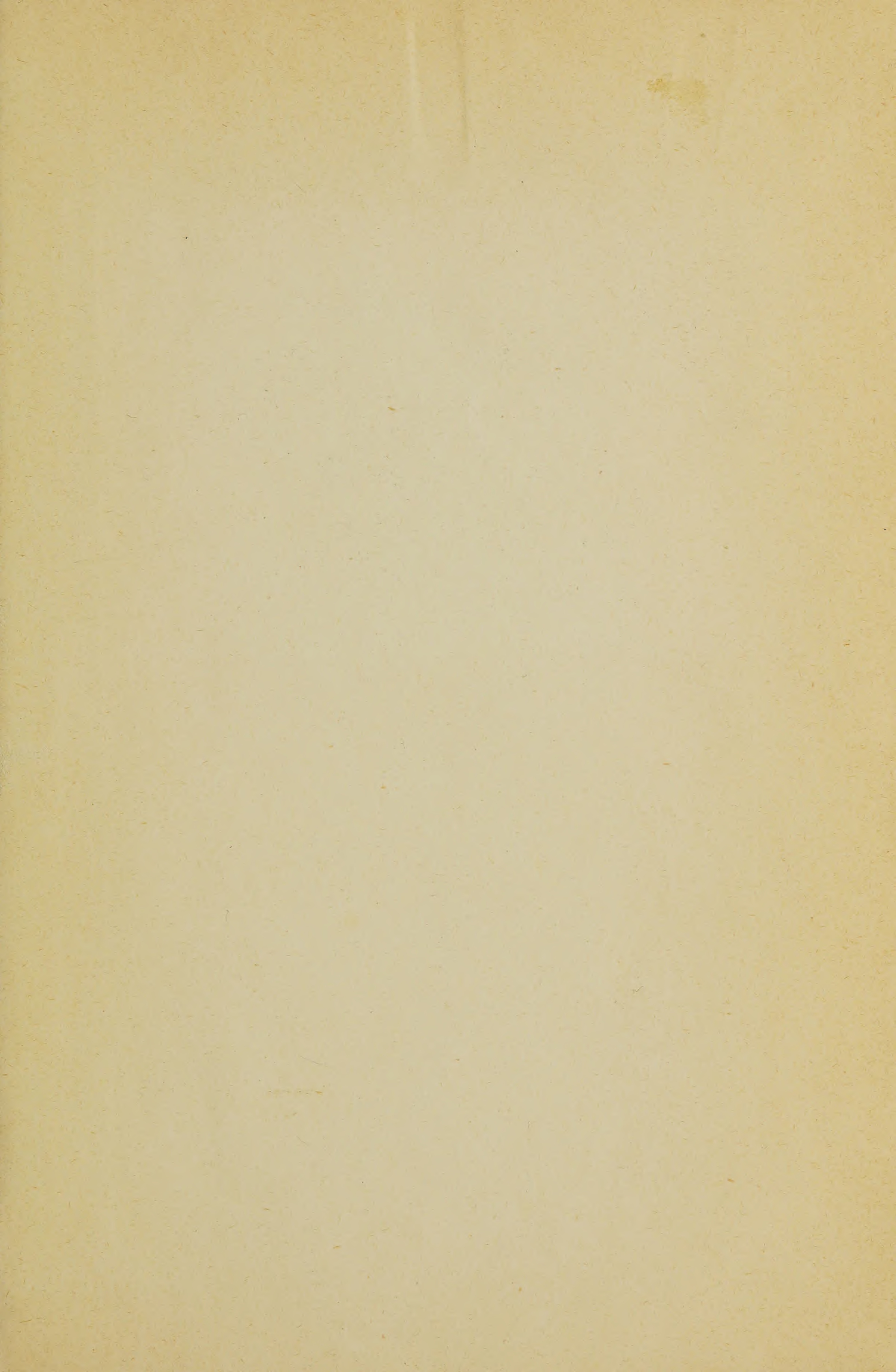












Imp. Lemercier et Cie Paris.

General G. H. Dufour.

Der

Sonderbunds-Krieg

und die

Ereignisse von 1856.

Eingeleitet durch eine biographische Skizze.

Mit Karten und des Autors Bildniss.

BASEL.
Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.
1876.

ein Gegenstand unter demselben Winkel abprallt, unter dem er einfällt; es ist also Herr so und so, der die Kugel geworfen", und er hatte die Lacher auf seiner Seite.

Dufour aber, sich fern haltend von diesen Spässen, arbeitsam, eifrig, immer auf dem Platze, wurde vom Gouverneur, dem Grafen Lacuée angekündigt, dass ihm die Hälfte seiner Pension erlassen sei. Seine Freude darüber war natürlich gross bei dem Gedanken an die dadurch verminderten Sorgen seiner Familie.

„Die Kost in der Schule", erzählt er weiter, „bekam mir gut. Es gab drei Mahlzeiten: zum Frühstück ein Stück Brod, und Wasser nach Belieben; Mittags Suppe, Rindfleisch, Gemüse, mit einem Glas Wein; Abends die Ratatouille, wieder mit einem Tropfen Wein . . . Die Uebungen im Hofe der Schule und die militärischen Spaziergänge gefielen mir nicht am wenigsten."

„ . . . Eine Uebung im Feuer, auf dem Champ de Mars, war ein Fest . . . Wir hatten den Besuch des berühmten Monge, des Gründers der Schule. Es war sein letzter Besuch. Er ging durch alle Säle, immer auf den Fussspitzen, um, wie er sagte, die Ruhe des Heiligthums nicht zu stören. Er richtete verschiedene Fragen an mich und schien sehr befriedigt von meinen Antworten. Wir hatten das Unglück, ihn in demselben Jahre zu verlieren. Die Trauer um ihn war eine allgemeine, denn er war ein Vater für seine Zöglinge. Die ganze Schule nahm Theil an seinem Leichenzug.

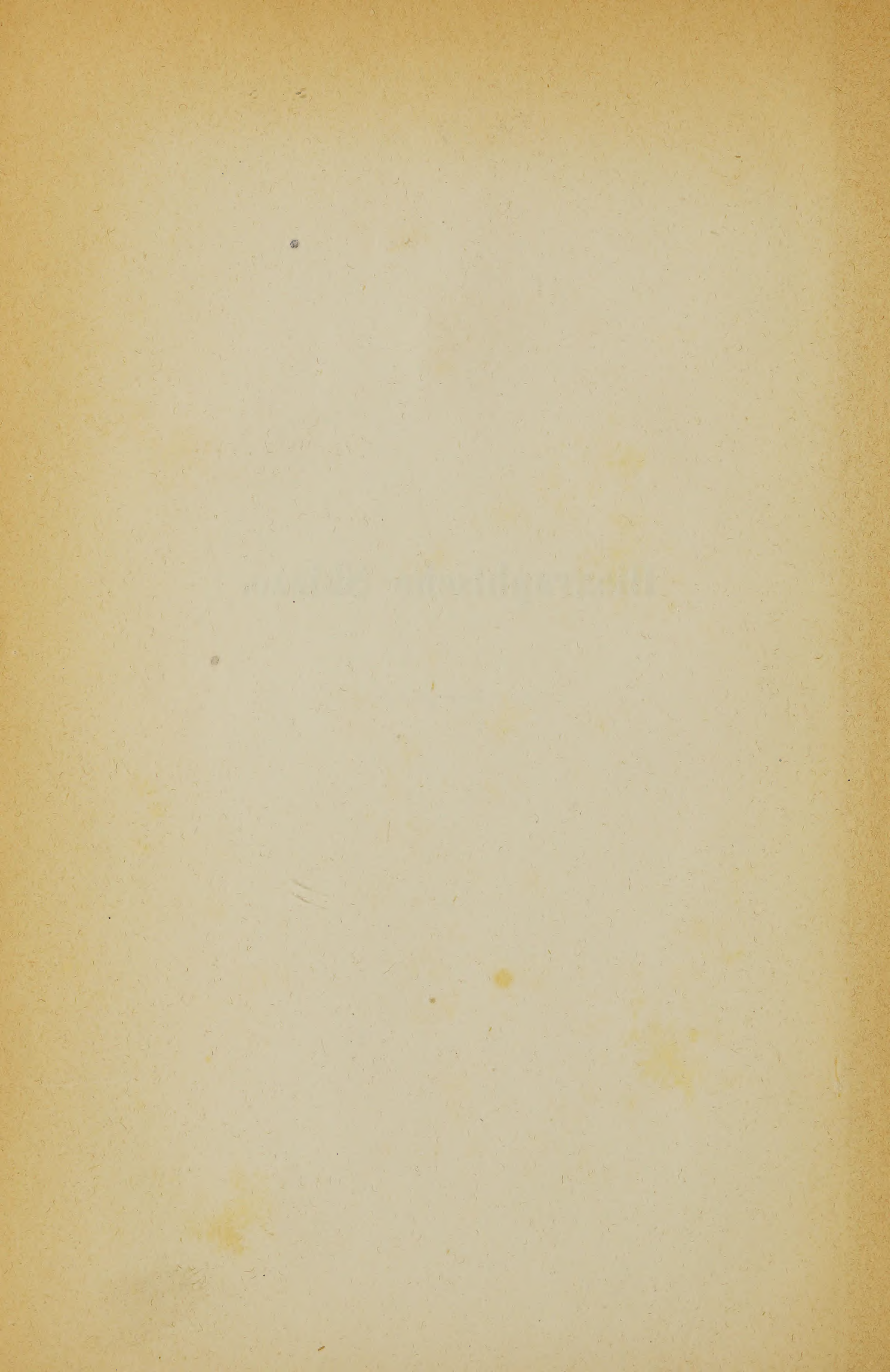
„Nach bestandener Prüfung wurde ich als der eilfte von einer Division in die andere versetzt und zum Unterofficier in der vierten Compagnie ernannt. Dies brachte mir fünfzehn Franken monatlich ein. Jetzt war ich reich, denn ich hatte bisher nur fünf Sous täglichen Sold erhalten,

von welchen immer noch etwas für zerbrochene Gläser, beschädigte Möbel und das Schuhwerk zurückgehalten wurde. Die Unterofficiere genossen noch eines andern Vortheils, nämlich den, am Sonntag erst zwei Stunden später in's Quartier zu müssen. Ich benutzte ihn nur zweimal, um im Théâtre Français den berühmten Tragöden Talma spielen zu sehen.

„Nach dem Abendessen, welches in einigen Minuten abgethan war, gab es Concerte, Theater oder Ball. Einige Musikliebhaber nahmen die Concerte über sich. Der Kunsttempel war nichts anderes als ein Schlafsaal, in den man indessen nur mit Eintrittskarten zugelassen wurde; die ganze Beleuchtung bestand aus einigen Talglichtern . . . . . . Vier oder fünf schauspielerisch begabte Zöglinge mit Bettdecken drapirt suchten es den berühmtesten Mimen der Epoche gleich zu thun. Die Zuschauer standen umher oder sassen auf den Betten, wenn Platz vorhanden war. — Zum Ball gehörten Damen. Man fand sie unter den jüngsten Schülern, welche vermittelst einer Schürze aus dem chemischen Laboratorium und einer kokett aufgestülpten Soldatenmütze sich gar nicht schlecht ausnahmen, bis der Trommelwirbel die Damen und Herren nöthigte, das Feld zu räumen und die Lichter auszulöschen."

So viel Vergnügen that der Arbeit keinen Abbruch. Dufour erhielt den Lohn für zweijährigen unausgesetzten Fleiss und trat aus der Schule mit der glänzenden Nummer fünf. Alle seine Fähigkeiten und Neigungen waren auf eine Laufbahn im Geniecorps gerichtet, für die er sich auch entschied. Er sollte nun die practische Schule in Metz besuchen. Von diesem Augenblick an bezog er nicht mehr und nie wieder eine Unterstützung von seiner Familie.

Jeder Schweizer, französischer wie deutscher Zunge,



1787 bis 1817.

Wilhelm Heinrich Dufour ist am 15. September 1787 geboren. Er stammt aus einer alten genferischen Familie, doch ist Genf nicht sein Geburtsort. Der zukünftige französische Genieofficier, der zukünftige Obergeneral der schweizerischen Eidgenossenschaft sollte in Folge einer durch politische Stürme herbeigeführten Auswanderung auf deutschem Boden, in einem Hause der Stadt Constanz, geboren werden, welches seitdem schweizerischen Reisenden oft genug gezeigt wird. Die Familie durfte bald nach Genf zurückkehren, und das Kind bewahrte nur wenige Erinnerungen an sein zufälliges Geburtsland, welches auf seine geistige Entwicklung auch nie den geringsten Einfluss ausgeübt hat. Er selbst bemerkt dies in seinen Notizen:

„Ich habe wohl einige deutsche Wörter gestammelt, ehe ich französisch, meine Muttersprache, redete. Später ist es mir nie gelungen, zwei deutsche Sätze zu Stande zu bringen, so wenig blieb mir von dem Lande, in welchem ich das Licht der Welt erblickte.“

Seine frühe Kindheit fällt mit der revolutionären Periode der Genfer Geschichte zusammen, welche der französischen Eroberung von 1798 voranging. Da sein Vater, ein Mann von geradem Charakter und bedeutender Intelligenz, den Freiheitsideen huldigte, welche damals in ganz Europa gährten, so darf es uns nicht wundern, dass Dufours älteste

Erinnerungen sich an die Kinder-Procession am Rousseau-Feste knüpfen, und besonders an die Errichtung eines Freiheitsbaumes neben dem Brunnen auf dem Platze St. Gervais (1792).

„Ich sehe noch die Männer, welche auf die Dächer der Nachbarhäuser gestiegen waren und den Baum mit Seilen festhielten. Ich zitterte vor Angst, dass sie hinunter stürzen könnten.“

Darauf kommt 1797 sein Eintritt in das Collége. Der General Dufour hat später oft bemerkt, dass die wichtigen und entscheidenden Daten in seinem Leben mit der Zahl sieben endigten.*)

„Das Zeichnen übte auf mich einen ganz besondern Reiz. In meinen Heften wimmelte es mehr von allerlei drolligen Figuren als von Conjugationen und Uebersetzungen. Für die Helden Homers begeistert, habe ich deren kolorirte Porträts angefertigt, die ich zu sechs Sous das Stück verkaufte. Mit einem meiner Freunde hatte ich ein chinesisches Schattenspiel eingerichtet; auch eine kleine Armbrust war mein Werk, mit welcher ich hinter einem Wall von Wörterbüchern die fleissigen Schüler beschoss. Drachen und Luftballons beschäftigten mich lebhaft. Eine prächtige Montgolfière, welche ich mit dem Raube des Ganymed und anderen Scenen aus den Metamorphosen des Ovid bemalt hatte, ging in Gegenwart zahlreicher Zuschauer im Cercle des Jean-Jacques in Flammen auf. Eine zweite Montgolfière

---

*) 1787 geboren, trat er 1797 in's Collége, 1807 in die polytechnische Schule, 1817 in den eidgenössischen Dienst. 1827 wird er eidgenössischer Oberst, 1837 das Haupt seiner Familie durch den Tod seines Vaters. Die Jahre 1847 und 1857 haben ihn als Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen gesehen. 1867 gab er seine Entlassung.

gelang vollständig: ihr Schiffchen stürzte in den See. Man wird sich nicht wundern, dass ich bei solcherlei Beschäftigungen mit keinem Preis für meine Studien belohnt wurde.“

Der Einzug der Soldaten des Directoriums in Genf hatte auf den jungen Dufour für's Erste nur in soweit einen angenehmen Eindruck gemacht, als die Schule auf einige Tage geschlossen wurde, weil man einen Theil der Truppen darin einquartierte. Der Anblick der Exercierübungen aber der französischen Recruten übte einen ernsten Einfluss auf seine Zukunft:

„Ich war ein eifriger Zuschauer beim Recruten-Unterricht und folgte ihm mit äusserster Spannung. Im Alter von vierzehn Jahren handhabte ich das Gewehr wie der beste Soldat. Die häuslichen Waffenübungen waren freilich ein Schrecken für unsere alte Magd . . . Meine kriegerischen Talente sollten sich auch entfalten. Die Gassenjungen aus der Nachbarschaft hatten den Schülern des Collége den Krieg erklärt. Alle Classen sollten sich verbinden, um auf diese Herausforderung gebührend zu antworten. Ich entwarf einen Schlachtplan, den ich zwanzig Jahre später nicht desavouirt hätte.“ Weder dieser kriegerische Ruhm, der übrigens von der Polizei durchkreuzt wurde, noch die Erfolge des jungen Zeichners, noch seine neue und wachsende Leidenschaft für das Bogenschiessen konnten einer in ihren Vermögensverhältnissen bedrängten Familie grosses Vertrauen in seine Zukunft einflössen. Er sollte eine ernstere Laufbahn einschlagen und fast wäre es die eines Chirurgen geworden. Der junge Dufour arbeitete ein ganzes Jahr lang im Militärspital, wo er das Verbinden kranker Glieder übte, den Operationen beiwohnte und das Studium der Anatomie begann. Er hörte auch den Cursus über Botanik, welchen Henri-Albert Gosse im Freien gab,

und gelangte, freilich erst nach seinem Austritt aus dem Collége dazu, den Nutzen des Lateinischen zu würdigen. Das Jahr, welches er der Chirurgie widmete, war nicht verloren für ihn und sollte später seinen Mitmenschen zu Gute kommen, denn der Anblick der schweren und lang anhaltenden Leiden, zu welchen Kriegs-Verwundete verurtheilt sind, erschütterte das Gemüth des Jünglings und flösste ihm jenen Abscheu vor den Schrecken des Krieges ein, welcher sich mit der Leidenschaft für das Waffenhandwerk besser verträgt als man glauben sollte, und ihn darauf vorbereitete, eines Tages an der Spitze des ersten internationalen Congresses zum Wohle der Verwundeten zu stehen.

Für's Erste war er ein Jüngling von siebzehn oder achtzehn Jahren, mittlerer Grösse, muskelstark, kerngesund, dem körperliche Anstrengung ein Bedürfniss war. „Ich brachte es so weit, quer über den See rudern zu können ... Die Schiffsbaukunst übte einen grossen Reiz auf mich, ich verfertigte selbst ein vollständiges Fahrzeug. Am liebsten ging ich auf den See, wenn es stürmte und ich den Wellen in meinem Schiffe trotzen konnte. Vom Regen durchnässt zu werden, eine nächtliche Fahrt zu machen, in den Kleidern auf einem Brett zu schlafen, war mir damals eine Lust." „Ich muss indessen gestehen, dass mein Geschmack seitdem sich ein wenig verändert hat", schrieb er zwanzig Jahre später. Nachhaltigere Neigungen sollten in ihm jetzt zu Tage treten; doch lassen wir ihn diese glückliche und fruchtbare Wendung in seinem Leben selbst erzählen:

„Durch einen zufälligen Umstand erfuhr ich, dass in Paris eine polytechnische Schule existirte, und welches die Bedeutung dieser Schule war, in der man Zöglinge für die verschiedenen öffentlichen Militär- und Civilbeamtungen bildete, für das Genie, die Artillerie, den Brücken- und Strassenbau,

Geographen, Schiffsbauer u. s. w. Die Schule war damals unentgeltlich und die Aspiranten von der Conscription befreit. Mein Entschluss zum Eintritte war sofort gefasst . . . Mein Vater lachte mich aus, er konnte nicht begreifen, wie ein solcher Gedanke in meinem Hirn entstanden sei, da ich es bisher in der Arithmetik nicht einmal zu den vier Species gebracht, ja zu meiner grossen Schande nicht einmal das Einmaleins inne hatte . . . Doch gab mein Vater nach, als er merkte, dass es mir bitterer Ernst war. Er suchte mir einen Rechenlehrer, und ich gelangte mit diesem so schnell in das richtige Fahrwasser, dass ich mir in kurzer Zeit die Regeln aneignete, die mich ehedem als etwas Unüberwindliches angestarrt hatten . . . Nicht lange darauf konnte ich schon das Gelernte mit meinen Cameraden durchnehmen und ihnen sogar neue Demonstrationen geben . . . Ich erinnere mich ein wahrhaftes Entzücken empfunden zu haben, als ich erfuhr, dass eine algebraische Gleichung unter gewissen Voraussetzungen je nach ihrem Grade eine grade Linie oder Curve darstellen kann, und wie die Verbindung mehrerer Gleichungen auf eine geometrische Construction führt. Von Allem, was ich gelernt, ist dies vielleicht das, was mich am meisten begeistert hat . . .“

Ungeachtet seines lebhaften Eifers war der Candidat bei der Zulassungsprüfung, die er in Genf vor einer strengen Commission zu bestehen hatte, einigermassen eingeschüchtert, und sogar auf eine Niederlage gefasst. Diese Befürchtung wurde zur Gewissheit, als die Schule im November 1807 ihre Curse eröffnete, ohne dass eine Einberufung an ihn gelangte. Doch welch’ unerwartetes Glück! Im Laufe des Decembers kommt ein Brief vom Gouverneur der polytechnischen Schule mit dem Befehl für Dufour, sich unverzüglich auf seinen Posten zu begeben; aus dem Befehl ging hervor,

dass er als abwesend ohne Erlaubniss betrachtet wurde. Der erste Brief war also nicht an seine Adresse gelangt. Die Freude des jungen Zöglings kann sich nur der vorstellen, der in einer Prüfung glaubte durchgefallen zu sein, und sich nun doch am gewünschten Ziele sieht. Die Freude der Familie aber war mit Besorgniss gemischt, denn ein neueres Decret forderte eine Pension von achthundert Franken und entzog den Aspiranten das Vorrecht, bei der Conscription nicht loosen zu müssen. Vor der Abreise sollte Alles besorgt sein und da das Schicksal beim Loosen ihm abhold war, so musste man noch einen Stellvertreter zahlen. Glücklicherweise geschah dies noch vor den Hekatomben von Spanien und Russland, und die damals ziemlich zahlreichen Freiwilligen begnügten sich mit einer mässigen Summe, die mit der Ausstattung, der Pension und den Reisekosten für die Eltern eine schwere Last ausmachte, und man musste sich an treue Freunde wenden, um das nöthige Geld aufzubringen.

Man denke sich nun nach so vielen Opfern die Verzweiflung des jungen Mannes, als er in Paris seine Zulassungsnummer erfährt, 140, fast die letzte. „Und hätte sich die Erde mir zu Füssen gespalten, ich hätte keinen geringeren Schreck erfahren. Als ich wieder zu mir kam, stampfte ich mit dem Fuss auf den Boden und rief laut: „Es ist gleich, ich bin hier und ich will mit Ehren daraus hervorgehen.“

Er hielt Wort. Während seiner beiden Schuljahre zog er sich nie die geringste Rüge zu. Anstatt sich gegen die tausend kleinen Dienste des Neulings zu sperren, nahm er sie leichten Herzens auf sich, so z. B. musste er eine Woche lang um fünf Uhr Morgens das Licht in der gemeinsamen Stube anzünden. Das war ihm bei seiner kräftigen

Jugend eine so geringe Mühe, dass er sie während des ganzen Winters freiwillig auf sich nahm. Die Stube dankte ihm natürlich durch Beweise der Anhänglichkeit und von da ab begannen für ihn mehrere langjährige treue Freundschaften, besonders mit dem späteren General Gellibert des Seguins *), dem wir ein halbes Jahrhundert später am Arme seines alten Freundes Dufour in den Strassen von Paris begegneten. Der Adjutant, ein Grenadier von Saint-Jean-d'Acre schätzte ihn ebenfalls sehr, weil er jeden Morgen, wenn er in den Schlafsaal kam, sein Licht angezündet und sein Bett gemacht fand. Die Professoren waren nicht minder über den neuen Recruten erfreut. Bei seinem Eintritt hatten die Curse schon seit sechs Wochen begonnen, und der Cursus der beschreibenden Geometrie war fast zu Ende. Dufour aber errieth fast diesen Zweig der Wissenschaft und wurde darin Repetitor im Studiensaal. Andererseits betheiligte er sich nicht an den bald witzigen, bald albernen Schnurren, welche gewisse Zöglinge sich erlaubten. Manchmal aber machten sie ihm doch vielen Spass und er erzählte sie später gern, besonders die zwei folgenden: Der berühmte Physiker Malus, der Entdecker der Polarisation des Lichts, war einer der strengsten Lehrer. Eines Tages fand er an der Thüre seines Prüfungssaales folgende doppelsinnige Inschrift: Libera nos a Malo. Ein anderes Mal bemerkte der Professor der Astronomie, während er eine Figur auf die Tafel zeichnete, wie ein Schüler eben im Begriff war, eine Papierkugel auf ihn abzuschnellen. Er liess es geschehen, die Kugel prallte von der Tafel ab und traf seine Brille. Ein allgemeines Gelächter erschallte. Der Professor aber zeichnet mit dem Finger eine Figur in die Luft und fährt fort: „Wir sagten, dass

---

*) Bis zu seinem Tode Mitglied des Gesetzgebenden Körpers.

ein Gegenstand unter demselben Winkel abprallt, unter dem er einfällt; es ist also Herr so und so, der die Kugel geworfen", und er hatte die Lacher auf seiner Seite.

Dufour aber, sich fern haltend von diesen Spässen, arbeitsam, eifrig, immer auf dem Platze, wurde vom Gouverneur, dem Grafen Lacuée angekündigt, dass ihm die Hälfte seiner Pension erlassen sei. Seine Freude darüber war natürlich gross bei dem Gedanken an die dadurch verminderten Sorgen seiner Familie.

„Die Kost in der Schule", erzählt er weiter, „bekam mir gut. Es gab drei Mahlzeiten: zum Frühstück ein Stück Brod, und Wasser nach Belieben; Mittags Suppe, Rindfleisch, Gemüse, mit einem Glas Wein; Abends die Ratatouille, wieder mit einem Tropfen Wein . . . Die Uebungen im Hofe der Schule und die militärischen Spaziergänge gefielen mir nicht am wenigsten."

„. . . Eine Uebung im Feuer, auf dem Champ de Mars, war ein Fest . . . Wir hatten den Besuch des berühmten Monge, des Gründers der Schule. Es war sein letzter Besuch. Er ging durch alle Säle, immer auf den Fussspitzen, um, wie er sagte, die Ruhe des Heiligthums nicht zu stören. Er richtete verschiedene Fragen an mich und schien sehr befriedigt von meinen Antworten. Wir hatten das Unglück, ihn in demselben Jahre zu verlieren. Die Trauer um ihn war eine allgemeine, denn er war ein Vater für seine Zöglinge. Die ganze Schule nahm Theil an seinem Leichenzug.

„Nach bestandener Prüfung wurde ich als der eilfte von einer Division in die andere versetzt und zum Unterofficier in der vierten Compagnie ernannt. Dies brachte mir fünfzehn Franken monatlich ein. Jetzt war ich reich, denn ich hatte bisher nur fünf Sous täglichen Sold erhalten,

von welchen immer noch etwas für zerbrochene Gläser, beschädigte Möbel und das Schuhwerk zurückgehalten wurde. Die Unterofficiere genossen noch eines andern Vortheils, nämlich den, am Sonntag erst zwei Stunden später in's Quartier zu müssen. Ich benutzte ihn nur zweimal, um im Théâtre Français den berühmten Tragöden Talma spielen zu sehen.

„Nach dem Abendessen, welches in einigen Minuten abgethan war, gab es Concerte, Theater oder Ball. Einige Musikliebhaber nahmen die Concerte über sich. Der Kunsttempel war nichts anderes als ein Schlafsaal, in den man indessen nur mit Eintrittskarten zugelassen wurde; die ganze Beleuchtung bestand aus einigen Talglichtern . . . . . . Vier oder fünf schauspielerisch begabte Zöglinge mit Bettdecken drapirt suchten es den berühmtesten Mimen der Epoche gleich zu thun. Die Zuschauer standen umher oder sassen auf den Betten, wenn Platz vorhanden war. — Zum Ball gehörten Damen. Man fand sie unter den jüngsten Schülern, welche vermittelst einer Schürze aus dem chemischen Laboratorium und einer kokett aufgestülpten Soldatenmütze sich gar nicht schlecht ausnahmen, bis der Trommelwirbel die Damen und Herren nöthigte, das Feld zu räumen und die Lichter auszulöschen."

So viel Vergnügen that der Arbeit keinen Abbruch. Dufour erhielt den Lohn für zweijährigen unausgesetzten Fleiss und trat aus der Schule mit der glänzenden Nummer fünf. Alle seine Fähigkeiten und Neigungen waren auf eine Laufbahn im Geniecorps gerichtet, für die er sich auch entschied. Er sollte nun die practische Schule in Metz besuchen. Von diesem Augenblick an bezog er nicht mehr und nie wieder eine Unterstützung von seiner Familie.

Jeder Schweizer, französischer wie deutscher Zunge,

wird seine Freude erklärlich finden, als ihm nun die Erlaubniss wurde, auf einige Wochen seine Heimath wiederzusehen, ehe er neuen Arbeiten, dem Ruhme wie den Gefahren entgegenging.

„Wir setzten uns unser Zwei mit einem Haufen Bücher in einen Fiaker und nahmen ein Zimmer in einem kleinen Gasthof. Wir mussten noch einige Tage in Paris bleiben, um hier unsere Uniformen machen zu lassen. Am ersten Morgen trommelte ich die Reveille auf dem Tisch, wir sprangen aus dem Bett und tanzten zum Zeichen des Abschieds um unsere Bücher herum.“

Der fröhliche Reisende kam, wie es damals gebräuchlich war, über den Col de la Faucille nach Genf, und der plötzliche Anblick des Sees und der Berge erfüllte ihn mit Rührung und Entzücken.

Nach den glücklichen, aber nur zu kurzen Tagen des Wiedersehens machte sich Dufour fröhlich auf den Weg nach Metz und begann dort in den letzten Monaten des Jahres 1809 seine practischen Studien, in denen er sofort den ersten Rang erreichte. Bei den Uebungen auf dem Terrain bekleideten sämmtliche Schüler die niederen Grade; man sah sie je nach Zeit und Ort im Soldatenrock, mit Unterofficierstressen, mit Epauletten. Diese Arbeiten wurden jedoch durch den Befehl unterbrochen, die fünf ersten Nummern zum Zweck der Vertheidigung Korfu's gegen die Engländer nach dieser Insel abzusenden. „Dies war ein arger Strich durch die Rechnung: von der grossen Armee, wo es Beförderungen und Auszeichnungen gab, so weit entfernt zu werden, schien uns gleich einer Verbannung.“ Dufour konnte freilich nicht voraussehen, dass diese Verbannung, die ihn vor dem Uebergang über die Beresina und der Schlacht bei Leipzig bewahrte, ihm aller Wahr-

scheinlichkeit nach fünfundsechzig Lebensjahre eintrug. Und dass ihm ein langes Leben bewahrt wurde, das war freilich von grösserem Werthe, als ein Ordensband oder eine Beförderung.

Die Reise von Metz nach Neapel war eine ausgesuchte Tortur. Die Mittel, über welche die fünf jungen Leute zu gebieten hatten, gestatteten ihnen eben, einen Wagen zu kaufen, in welchem vernünftiger Weise nur zwei Personen hätten Platz nehmen dürfen. Sie setzten sich aber unverzagt zu Dreien auf die Hauptbank und zwei auf einen Klappsitz, so dass die zehn Kniee nicht selten in harten Conflict mit einander geriethen. So eingepfercht reisten sie mit der Post Tag und Nacht und hielten sich dabei nur einen Tag in Genf, einen in Mailand und zwei Tage in Rom auf. Gastwirthe und Gäste waren nicht wenig erstaunt, wenn sie aus dem kleinen Kasten drei, vier, fünf Reisende herauskriechen sahen. „Das trojanische Pferd“, sagte ein Zuschauer, der seine Tertia absolvirt hatte.

Man langte endlich ohne Unfall in Korfu an. Das Klima, die Garnison und die Einwohner dieser Insel machten auf Dufour den angenehmsten Eindruck, und in spätern Jahren kam er in seinen Gesprächen gern auf den dortigen Aufenthalt zurück. Die Bevölkerung bildete für einen jungen Menschen, der bis dahin erst Genf, Paris und Metz kennen gelernt hatte, ein interessantes Völkergemisch. „Einige türkische Familien hatten sich, um dem Schwerte Ali Pascha's zu entrinnen, nach Korfu geflüchtet. Sie waren mit ihren Frauen und Pferden gekommen. Wir hatten dabei zu mancher Beobachtung Gelegenheit. Bei einem Wohnungswechsel wurde die türkische, dicht verschleierte Frau von vier Bewaffneten begleitet, ihnen voran ging der Kopfabschneider.“ Glücklicherweise gab es auch heitere Bilder. „Auf den Bällen des

Gouverneurs waren wir vier Officiere (Genie, Artillerie, Marine, Stab), die sich durch ihre besondere Gewandtheit in den Entrechats auszeichneten. Es bildete sich ein Kreis um uns Tänzer; andere Officiere spielten Comödie auf der Bühne des Stadttheaters, und sie spielten nicht schlecht. Man hatte Ringelrennen und Pferderennen veranstaltet, wobei die Damen auf Estraden zuschauten und die Sieger eigenhändig bekränzten. Wir besassen zu Dreien nur ein Pferd, weil wir nicht reich genug waren, um für Jeden eines zu kaufen."

Man sieht, dass die Vertheidigung Korfu's noch viel freie Zeit übrig liess. Der Lieutenant, bald Capitain Dufour, benutzte dieselbe zur Fortsetzung seiner theoretischen Studien und zur Ausbildung seines bedeutenden Talentes im Karten- und Planzeichnen, worin er später der Eidgenossenschaft so grosse Dienste leisten sollte. Er verfasste eine Schrift über die Perspective, auf welche er in der Folge um so mehr Werth legte, als er sie ohne das Hilfsmittel irgend eines Buches fertig brachte, wodurch diese Arbeit auch den Stempel einer besondern Originalität gewann. „Der erste Plan, der mit horizontalen Curven gemacht wurde, ist von Korfu ausgegangen; wir haben Alle daran gearbeitet. Man bediente sich desselben in Paris, um ein Relief von der Festung auszuführen. Ich zeichnete in grossem Maassstabe einen Plan der Festung mit allen ihren Batterien, wobei man die Gattung der Geschütze unterscheiden konnte. Der Kriegsminister hatte die Güte, mir eine Copie von dieser grossen Arbeit zukommen zu lassen."

Diese Art der Beschäftigung hatte aber auch ihre Schattenseite: Dufour konnte dabei ein Genieofficier werden, der so sehr in seiner Specialwaffe aufging, dass er zur Ausübung eines Commandos unfähig wurde. Auf diese Gefahr

machte ihn ein Mann aufmerksam, dessen er sich nach einer langen Laufbahn am liebsten erinnerte, der Oberst Baudrand, Director der Befestigungen der jonischen Inseln.*) Er sagte oft zu seinem jungen Cameraden: Begnügen Sie sich nicht damit, ein guter Genieofficier zu werden; lernen Sie die andern Dienstzweige kennen, lernen Sie Männern commandiren.

Baudrand beschränkte sich nicht auf unfruchtbare Rathschläge, sondern gab ihm die Führung einer starken Sapeur-Compagnie, um ihn an's Commandiren zu gewöhnen. Dazu fügte er die Verwaltung einer Section des Genie-Trains, und Dufour bekleidete ausserdem immer noch bei ihm das Amt eines Stabsofficiers. Der Besieger des Sonderbundes blieb ihm für diese vielseitige und gesunde practische Ausbildung bis in sein spätes Alter dankbar.

Die Engländer beschränkten sich auf eine möglichst strenge Blocade und Beobachtung Korfu's. Auf einer ausserhalb der Insel unternommenen Expedition gerieth nun Dufour in die äusserste Lebensgefahr. Doch lassen wir ihn dies Ereigniss selber erzählen, welches sich auf das letzte Jahr der Blocade, das Jahr 1813, und die Rückkehr nach Frankreich bezieht.

„Als wir von Parga zurückkehrten, wohin wir zum Zweck einer Recognoscirung uns begeben hatten, erwarteten uns die Engländer, welche von unserer Expedition Wind bekommen, hinter Felsenriffen verborgen, am Weissen Cap, der Südspitze der Insel Korfu. Sie umzingelten uns mit fünf oder sechs wohlausgerüsteten Fahrzeugen. Wir warten sie ruhig ab, um unser Feuer aus der Nähe abzugeben, und eben überzeugen wir uns aus der Unruhe der feindlichen

*) Später Divisionsgeneral und Adjutant des Herzogs von Orléans.

Ruderer von der Wirkung unserer Schüsse, als plötzlich einige Pakete Patronen auf unserem Verdeck Feuer fangen. Im Augenblick steht Alles in Flammen, und ich selber brenne wie eine Fackel. Zum Glück verliere ich nicht die Besinnung, ich springe in's Meer und erreiche schwimmend ein kleines Fahrzeug, welches von unserem Kanonenboot in's Schlepptau genommen war. Ich besteige es mit der Absicht, das Ufer zu gewinnen. Ich war in voller Uniform, mit dem Degen an der Seite geschwommen; was mich am meisten belästigt hatte, waren meine Stiefel; ich behielt sogar meinen Hut auf, der mich einigermassen vor Brandwunden am Kopfe schützte.

„Einmal aus dem Wasser, fühlte ich mich an der Luft wie versteinert. Ich konnte mich weder regen noch rühren, da ich von den Flammen schwer verbrannt war. Ich trug indess noch meine Uniform, und da der Feind meine Epauletten erkannte, schickte er mir noch einige kräftige Salven nach, ohne mich aber zu treffen. Der Oberst und mehrere Matrosen waren meinem Beispiele gefolgt.

„Die Vertheidigung hörte auf, und die Engländer, welche an Bord gestiegen waren, beeilten sich, das Feuer zu löschen. So waren wir gefangen. Baudrand wurde nach Malta geführt, mich schickte man mit einem Parlamentär nach Korfu, denn die Engländer beschweren sich nicht gern mit Kranken und Verwundeten. Die Nacht war schrecklich und schien mir ewig lang; an Schenkeln und Händen lag das Fleisch bloss, auch das Gesicht und besonders die Ohren waren ziemlich verbrannt. Endlich am Morgen des nächsten Tages lieferte man mich in's Lazareth ab, wo ich etwa zehn Tage der Pflege eines Hülfs-Chirurgen und eines unwissenden Krankenwärters überlassen war. Der letztere gab mir in einer einzigen Dosis das für den Gebrauch von

mehreren Tagen verschriebene Opium ein . . . ich war vergiftet . . . Zehn Tage lang glaubte ich blind zu sein. Ich darf also sagen, dass ich in meinem Leben so ziemlich von Allem etwas erfahren habe. Ich bin taub und blind, verbrannt und vergiftet gewesen.

„. . . Die Blocade wurde mit verdoppelter Strenge fortgeführt; es fehlte uns an Nachrichten von aussen, wir erhielten keinen Sold mehr. . . Wir hatten die Gärten angebaut, welche von ihren Eigenthümern aufgegeben waren; auch Geflügel zogen wir auf.

„In Frankreich überstürzten sich indessen die Ereignisse, ohne dass nur ein Gerücht von denselben zu uns gelangte, als plötzlich ein Parlamentär eine Menge Zeitungen und die Nachricht bringt, dass die Bourbonen wieder erschienen seien. Unser Erstaunen war gross, denn Keiner von uns kannte sie . . .

„Ich trug, als Dritter, durch ernste Vorstellungen, die ich an den General Donzelot richtete, dazu bei, dass die Fahne der Republik und des Kaiserreichs während vierzehn Tagen noch aufgehisst blieb, bis zu dem Augenblick, wo eine Brigg, die am Hintertheil des Schiffes die weisse Fahne und am Vordertheil die Tricolore führte, uns den erwarteten Befehl überbrachte, den Engländern die Forts, Kriegsmaterial und Proviant zu übergeben . . . Eine französische Flotte unter dem Commando des Admirals Cosmao landete, um die Garnison aufzunehmen und nach Frankreich zu bringen . . . Es war für die Einwohner (von Marseille) ein seltenes Schauspiel, zu einer Zeit, wo die Armee fast nur noch aus Rekruten bestand, so alte Knasterbärte zu sehen.

„In Marseille, einer durch und durch royalistischen Stadt, wurden wir bei den Bürgern einquartiert, und meiner Compagnie that dies nicht eben gut. Sie war in Korfu unter

den zahlreichen illyrischen Slaven rekrutirt worden, welche von den Oesterreichern desertirt waren . . . In Aix kamen etwa zehn dieser Leute auf mich zu und forderten in frechem Tone den ihnen schuldigen Sold. Auf meine begründete Weigerung hin (ich hatte kein Geld) wurden sie nur um so frecher. „Wir wollen auf der Stelle bezahlt sein und fort“, hiess es. Eine wiederholte abschlägige Antwort versetzte sie in Wuth, und sie drangen mit geschwungenem Säbel auf mich ein. Ich ziehe den Degen und halte sie so lange in Schach, bis meine Unterofficiere zur Unterstützung ihres Capitains herbeieilen . . . Ich hatte drei von den Taugenichtsen niedergestreckt.“

In Grenoble angelangt, sah Dufour sich genöthigt, mehr als die Hälfte seiner Sapeurs zu entlassen, welche nicht gewillt waren, unter der neuen Regierung zu dienen. Schweren Herzens, wie die meisten seiner Cameraden, liess er sich mit dem Rest seiner Sapeurs in das dritte Genie-Regiment einreihen und glaubte noch drei Monate an der Organisation seines neuen Corps mitwirken zu müssen. Nach Vollendung dieser Aufgabe jedoch forderte und erhielt er leicht einen halbjährigen Urlaub, den er, es war Ende 1814, in Genf zuzubringen gedachte. Das Semester war noch nicht verflossen, als sich mit Blitzesschnelle die Nachricht von der Landung Napoleons verbreitete, welche den Capitain Dufour wie viele andere Officiere in grosse Gewissenskämpfe versetzte. Aus diesen wurde er durch ein überraschendes ministerielles Schreiben gezogen, datirt Ende Februar, folglich vor der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba, und worin ihm „trotz seines Urlaubs“ anbefohlen wurde, sich unverzüglich nach Grenoble zu begeben. Er hat sich später oft gefragt, ob es nur eine Wirkung des Zufalls gewesen sei, dass er, ein wegen seiner bonapartistischen

Gesinnungen bekannter Genieofficier, nach einer Festung geschickt wurde, deren Haltung bei dem bevorstehenden Marsch des Kaisers von Entscheidung war. Wie dem nun auch sei, der militärische Gehorsam erlöste ihn von allen Scrupeln; er steckte in Chambéry fröhlich die dreifarbige Cocarde auf und kam in Grenoble einen Tag nach Napoleons Abreise an.

Fast unmittelbar darauf erhielt er den Befehl sich nach Lyon zu begeben, welches die Regierung der hundert Tage gegen einen von den Oesterreichern erwarteten Angriff zu befestigen gedachte. Er erhielt einen sehr bedeutenden Theil der auszuführenden Arbeit, die ganze Linie zwischen der Rhone und Saône.

„Der Marschall Suchet, welcher die Alpenarmee commandirte, zu der wir gehörten, besichtigte meine Arbeiten. Er fand nirgends etwas auszusetzen und erklärte sich befriedigt. Der Eigenthümer des Schlosses auf der Insel Barbe, der äussersten Linken meiner Linie, war ein strenger Royalist; seine älteste Tochter hatte selbst die Kanone abgefeuert, welche den Einwohnern von Lyon die Ankunft der Herzogin von Angoulême anzeigte. Trotz alledem hatte ich mir die Familie durch Schonung ihres Gartens, wo man nur das Unumgänglichste behufs unseres Batterienbaus zerstörte, befreundet. Und obgleich ich die jungen Damen beim Zertreten der Veilchen auf einer Brustwehr überraschte, respectirte ich nichts desto weniger die schönen Lilien, auf die sie ihren Stolz gesetzt hatten.“

Auf die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo wurden die Vertheidigungsarbeiten verzögert oder vielmehr eingestellt. Die Oesterreicher kamen, es wurden zwischen ihren Vorposten und denen der Besatzung von Lyon einige Schüsse gewechselt; die durch die Pariser Ereignisse her-

beigeführte Capitulation verhinderte jedoch eine Fortsetzung der Feindseligkeiten. Der Commissär für Lyon, Pons de l'Hérault, hatte für Dufour auf den Grad eines Commandanten angetragen; er blieb Capitain, doch mit dem Kreuz der Ehrenlegion. Er zog sich hinter die Loire zurück, wo er Gelegenheit hatte, sich mit dem tapfern General Mouton-Duvernet zu unterhalten, der bald darauf unter französischen Kugeln fallen sollte. Alles gerieth in Auflösung, nur die Officiere blieben noch, ohnmächtig gegenüber ihren Soldaten, die zu Hunderten verschwanden, um ohne Abwartung des Urlaubs in ihre Heimath zurückzukehren. Endlich wurden auch die Officiere entweder gänzlich verabschiedet oder in die neuen Regimenter eingetheilt oder auch auf Halbsold und in Disponibilität gesetzt. Da Dufour zu den letzteren gehörte, so hatte er nichts Besseres zu thun, als bis auf weitere Entschliessung in sein Vaterland zurückzukehren.

Unterwegs besuchte er seine liebenswürdigen Royalisten von Lyon, die ihm vorwarfen, dass er nicht die weisse Cocarde auf seinen Hut gesteckt.

Seiner ausdauernden Treue im Unglück hatte er es zu verdanken, dass er in die vierzehnte und letzte Categorie der Halbsold-Officiere gestellt wurde und niemals zur Ausbezahlung von zwei- bis dreitausend Franken gelangen konnte, welche die Regierung ihm schuldig war. Voller Unruhe über seine Zukunft, erhielt er indessen regelmässig seinen schmalen Halbsold. Aus dieser Unruhe wurde er Anfangs 1817 durch das Anerbieten eines Commandos in Briançon gezogen, doch unter der Bedingung, dass er sich zum Franzosen naturalisiren lasse, da Genf, seine Heimath, an die Schweiz gefallen war. Er hatte zu wählen.

Der Capitain Dufour stand in seinem dreissigsten Jahre. Zwanzig Jahre hatte er in Genf, zehn in französischen

Diensten zugebracht. Sein Herz war getheilt zwischen der Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden und der innigen Dankbarkeit, die er für das Land empfand, wo er Wissenschaft, Gefahren, Ehren, Schwierigkeiten, — wo er Alles gefunden, was das Herz des Menschen bindet und fesselt. Doch der Genfer Patriotismus war stärker. Ihm kamen freilich die erfahrenen politischen Enttäuschungen zu Hülfe, wenn auch deshalb das nach Frankreich hinneigende Gefühl nicht erstickt wurde.

„Meine Wahl ist getroffen“, schrieb er an den Obersten Baudrand, „ich bin nur noch Franzose mit dem Herzen, ich verzichte auf alle Vortheile meines Standes, ohne zu wissen, was ich anfangen werde. Glücklich will ich mich schätzen, wenn ich als Schweizer Bürger die gewünschte Ruhe der Seele finden kann; glücklich, wenn meine geringen Talente meinen Mitbürgern einigen Nutzen bringen.“ Später, gegen Ende des Jahres 1818, schrieb er an seinen Cameraden Charles Dupin: „Um der Richtschnur, die mein Gewissen mir vorgezeichnet, zu folgen, habe ich Grade und Besoldung aufgegeben und denke nun gegen die Uebertreibungen meiner Landsleute anzukämpfen.“ Er liebte in der That die maasslosen Freudenausbrüche vom 31. December nicht, welche schliesslich an eine Verletzung des schweizerischen Gebietes erinnerten und die Nachbarbevölkerung reizen konnten.*) Alles was möglicherweise die Leidenschaften auf beiden Seiten der Grenze zu erregen vermochte, missfiel ihm und beunruhigte ihn. Er trachtete stets nach einem aufrichtigen populären und nicht blos nach einem politischen Frieden.

---

*) Dies schrieb er z. B. am 14. Januar 1822 an einen der Syndics.

1817 bis 1847.

Nach seiner endlichen Niederlassung in Genf heirathete der Capitain Dufour Fräulein Susanne Bonneton, welche während eines halben Jahrhunderts das Glück ihres Mannes ausmachte und deren sanftes und zugleich geistvolles Wesen stets denen in Erinnerung bleiben wird, die sie in ihrem bescheidenen und stillen Heim gesehen. In demselben Jahre 1817 wurde Dufour Commandant des genferischen Geniecorps, daneben Civilingenieur im Dienste seines Cantons, als solcher auch mit andern Arbeiten, der Anfertigung des Catasters und der Cantonskarte beauftragt, endlich Professor der Mathematik, womit seine mannigfachen Neigungen und sein Thätigkeitstrieb eine reiche Genugthuung erhielten. Er führte in Genf den Unterricht in der beschreibenden Geometrie ein, und da seit dem Frieden zahlreiche Fremde von Stande dem neuen Schweizer Canton zuströmten, so zählte er unter seinen Schülern neben jungen Leuten aus Genf, welche es einst zu wissenschaftlicher Berühmtheit in Europa bringen sollten, Prinzen aus den stolzesten souveränen Häusern: neben Sturm und August de la Rive den Kronprinzen von Dänemark, den Prinzen von Holstein, den Grossherzog von Mecklenburg. Indessen war der Unterricht, wenigstens an öffentlichen Anstalten, trotz der Klarheit seines Geistes und Wortes, die ihn von vornherein dazu befähigte, nicht das, was ihn am meisten interessirte, obgleich er ihm während zwanzig Jahren einen guten Theil seiner Zeit widmete.

Wir haben von seinem Genfer Patriotismus gesprochen. Dieses Wort, wenn es nicht unrichtig verstanden werden soll, bedarf einer näheren Erklärung.

Dufour wollte nicht blos die genferische, sondern auch die schweizerische Nationalität annehmen. Von 1817 an war er ebenso wohl Schweizer als Genfer, und eidgenössische Politik, Vertheidigung der Eidgenossenschaft, war das, was seinen Geist unwandelbar beherrschte.

Es ist gewiss merkwürdig, wie schnell der ehemalige Stadtschüler des unabhängigen Genf, der ehemalige napoleonische Officier, der nie an die Schweiz zu denken gehabt und von ihr fast nichts wusste, sich selbst, nach dem Beispiele seiner engeren Heimath, dem neuen und Gesammtvaterlande anschloss. Er genoss den Ruhm, während sechzig Jahren, und zwar nicht selten unter grossen Schwierigkeiten, das lebendige Band zu sein, welches Genf mit der Eidgenossenschaft vereinigte. Seine Landsleute verstanden dies wohl, als er 1827 eidgenössischer Oberst wurde, eine Würde, die bis dahin noch kein Genfer erlangt hatte. Sie veranstalteten ihm ein Bankett zur Feier der militärischen Einheit, welche nun das schweizerische Vaterland mit seinem zweiundzwanzigsten Canton eng verbinden sollte.

Es war des neuen eidgenössischen Officiers feste Ueberzeugung, dass die Schweiz, ohne Ehrgeiz, streng neutral bleiben müsse, und dass sie, um ihre Neutralität, ihre Integrität und Unabhängigkeit geachtet zu sehen, der Stärke und fortwährenden Waffenbereitschaft bedürfe. Seine Erfahrungen von Paris, Metz und besonders von Korfu übten den grössten Einfluss auf die Organisation der eidgenössischen Armee.

„Ich habe 1819“, sagt er in seinen Notizen, „die Schule in Thun gegründet und bin dort Oberinstructor des Genies und des Generalstabs bis 1830 gewesen, der Epoche, in welcher mir die Befriedigung ward, daselbst den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte aufgenommen und unter meine

Leitung gestellt zu sehen. Ich habe 1827 die erste Vereinigung aller Waffen in Thun zum Zwecke ihrer Ausbildung im Felddienste geleitet. Dies ist der Ursprung der grossen Truppenzusammenzüge, welche später auf verschiedenen Puncten des eidgenössischen Gebietes stattfanden. Ich habe kräftig für die Annahme der eidgenössischen Fahne für die Gesammtarmee gewirkt und sie erst nach zehnjähriger Anstrengung errungen."

Doch wir können uns bei Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes nicht mit einigen kurzen Notizen begnügen, wir müssen in den Briefen und Entwürfen, welche Dufour an die nationalen Behörden richtete,*) den Beweis für die Tiefe seiner politischen Ideen suchen, welche in seinem Geiste mit den militärischen Fortschritten und Fachfragen eng verknüpft waren.

„Wenn zugegeben wird, dass eine reguläre Armee ihrer Hauptstärke entbehrt, sobald es ihr an einem guten Generalstab fehlt, um wie viel mehr muss eine Milizarmee wie die unsrige einen solchen nöthig haben! Unsere in den verschiedenen Cantonen der Republik stets für sich ausgebildeten Bataillone und Schwadronen können nicht die Sicherheit im Dienst und den Zusammenhalt besitzen, die man nur auf die Länge durch fortwährende Praxis erreicht. Die schweizerische Armee wird zu Anfang eines Feldzuges immer von geringerem Werthe sein. Das Schwierige ist, die verschiedenen administrativen und militärischen Zweige gut zu organisiren, und dazu braucht es Zeit und Ruhe, und es ist vorauszusehen, dass man uns weder Zeit noch Ruhe gönnen wird. Der uns angreifende Feind, der unsere Schwäche kennt, wird seine Vorbereitungen heimlich betreiben, und

*) 1819, 1822, 1826.

wie der Blitz über uns herfallen, ohne uns nur zur Sammlung gelangen zu lassen.

„Weh' uns, wenn es uns in einer solchen Lage an guten Officieren fehlt, um die zerstreuten Elemente unserer Kriegsmacht zu sammeln und die Begeisterung der nationalen Schaaren einsichtig zu leiten. Unserem Widerstand würde es dann an Einheit fehlen, und wie gross auch der Muth unserer Soldaten wäre, sie würden von gewandteren Truppen geschlagen werden, das Misstrauen würde sich ihrer bemächtigen, vielleicht auch, dass sie im Angesicht der Unsicherheit ihrer Führer sich für verrathen halten würden."

Dufour begegnete diesen Gefahren, welche zum Untergange des Gesammtvaterlandes führen konnten, durch genaue und ausführliche Reglemente, denen die hervorragendsten Männer der schweizerischen Armee ihre militärische Ausbildung verdankten; zugleich durch allgemeine Studien, welche nach der Ansicht des Obersten Baudrand den Officier vor der Verkümmerung in seiner Specialität schützen; endlich durch häufige Versammlungen von Officieren der verschiedenen Cantone.

„Der eidgenössische Sinn muss durch solche Versammlungen sich über weitere Kreise verbreiten; es müssen sich hier Freundschaften bilden oder doch engere Beziehungen, welche in gegebenen Fällen sehr nützlich sein können. Mit einem Wort, das Vaterland kann dabei nur Ehre und Vortheil gewinnen."

Man darf indessen nicht glauben, dass diese schönen Jahre der männlichen Reife Dufours für die Stadt und den Canton Genf verloren waren. Er arbeitete im Gegentheil unverdrossen für seine engere Heimath und trug kräftig das Seine dazu bei, dass sie eine neue Phase ihrer Geschichte begann; er sorgte für Luft und Licht in den schmalen Gassen,

für die Ausdehnung und die moderne Verschönerung der Stadt. Genf war drei Jahrhunderte lang eine Stadt des Geistes gewesen, welche trotz der schönen aber ernsten Bauten des achtzehnten Jahrhunderts alle Aeusserlichkeiten ausser Augen gelassen; ihre Grösse beruhte auf der Liebe zur Heiligen Schrift und den Wissenschaften; sie batte nicht Zeit, an Quais und rechtwinklige Strassen zu denken. Man wird dem Geschichtsschreiber und Moralisten diesen Cultus der Vergangenheit nicht verargen. Aber andere Zeiten, andere Sitten: die verfallenen Bauten längs der Rhone und des See's, welche den Blick auf das Wasser und die Berge verdeckten, waren alterthümlich, aber deshalb nichts weniger als interessant. Der gradlinige Sinn des Obersten Dufour mochte sie nicht ausstehen. Als er 1819 zum Mitglied des Repräsentativraths gewählt wurde, versäumte er die Gelegenheit nicht, bedeutende öffentliche Arbeiten zu fordern.

„Wenn man mit dem Dampfschiff in unsere Stadt kommt“, sagte er später unumwunden, „darf man nicht eingestehen, dass man ein Genfer ist.“ Erst nach dreimaligem Anlauf und zwei Niederlagen erlangte er vom Rath die Annahme des Projectes für den Bau des grossen Quai. Diese Arbeiten wie diejenigen am Pont des Bergues wurden mit Eifer betrieben, und General Dufour hat diese Schöpfungen mit dem Sonderbundsfeldzug und der Karte der Schweiz stets als einen seiner drei Ruhmestitel betrachtet. Wenn man an den mächtigen und tiefen Eindruck denkt, den er damit auf Tausende von Reisenden, Dichtern, Künstlern, wie auf den bescheidensten seiner Landsleute ausgeübt, so kann man nicht anders, als seine Meinung hierüber theilen.

Zwei andere, minder berühmte, aber vom Bedürfniss geforderte Brücken wurden von ihm gebaut: die Brücke von Sierne über die Arve, und die Hängebrücke über die

Festungswerke gegenüber Florissant.*) Da Genf damals eine befestigte Stadt war, so stand es mit Aussen nur durch drei Thore in Verbindung und zwischen der Porte de Rive und der Porte Neuve, welche in grosser Entfernung von einander lagen, gab es nichts vor dem Bau jener leichten Hängebrücke aus Eisendrath, welche vom Jahre 1823 herrührt und seitdem oft nachgeahmt wurde. Wir waren mehrere Mal Zeuge, wie der General mit wunderbarer Klarheit die ungeheure Widerstandskraft der in ein Seil vereinigten Eisendräthe erklärte. Diese Modellbrücke ist seither mit den Festungswerken verschwunden.

Ohne grosses Vertrauen in die Stärke der Festungswerke Genfs in ernstem Kriegsfalle, musste Dufour als Ingenieur sich doch mit ihrer Instandhaltung und Verbesserung beschäftigen. So erzählt er z. B. in seinen Notizen: „Die alten Casematten, welche als Magazine für Getränke und Talg dienten, waren in sehr schlechtem Zustande, an allen Enden drang das Wasser hinein; man machte eine grosse Ausgabe ohne allen Nutzen, denn die Casematten fielen mit den Festungswerken. Auf anderen Theilen der Wälle wurden freilich Arbeiten von grösserem Bestande vorgenommen, die uns jetzt noch täglich zu Gute kommen. Es gelang mir, der Bevölkerung den Genuss einiger Bastionen zu verschaffen, indem ich dieselben in öffentliche Promenaden umwandelte. Speciell die Bastion am See, die früher den Namen Ile des Barques führte. Sie wurde nivellirt, bepflanzt, mit Kies bestreut und mit einem Geländer eingefasst. Man bildete

---

*) Dufour hat in Genf sogar drei andere Hängebrücken gebaut, die Brücke von Pâquis, die von der Coulouvrenière und die zur Rousseau-Insel. Er hat auch die Brücke in Carouge vollendet und ein neues System für die hydraulische Maschine ersonnen, das noch heute in Anwendung ist.

sie in eine Art Garten um, dem man den Namen Rousseau-Insel gab, nachdem man ihn mit der Statue unseres grossen Philosophen geschmückt." Es war auch Dufour, welcher das Piedestal und die Aufstellung dieser Statue unternahm, wie er denn auch noch in hohem Alter das National-Monument beim Englischen Garten aufrichten sollte.

Er stellte gern seine Talente als Ingenieur nicht nur in den Dienst des materiellen Fortschritts, sondern auch in den der Wissenschaften und wirkte für ihre Verbreitung im Volke; wenn er an der Einführung der Dampfschiffe und der Gasbeleuchtung sich betheiligte, so widmete er sich nicht minder den wissenschaftlichen Anstalten Genfs.

„Nachdem die Bäume auf dem Platze umgehauen waren, wo sich während der Revolution das sogenannte vaterländische Lyceum befand, liess ich denselben mit einem Gitter einfassen, mit einem Springbrunnen in der Mitte verzieren, mit einer Orangerie und einem botanischen Conservatorium ausstatten, um ihn so zu einem angenehmen und zugleich nützlichen Garten umzuwandeln ... Dazu kam noch die Sternwarte mit ihrer drehbaren Kuppel ... In der Nähe des Hafens hatte ich ein Limnimeter gesetzt, um auf diese Weise Jedermann die Veränderungen im Niveau des See's anschaulich zu machen. An die Stelle dieses Limnimeters trat später dasjenige, welches noch jetzt am Anfahrtsplatz der Dampfschiffe existirt ... Ich stellte auch auf der Bastion von Chantepoulet eine Tafel auf, wo die Spaziergänger auf einer Messingplatte die Namen der von diesem Puncte aus sichtbaren Berge ablesen konnten. Diese Tafel ist dann nicht weit davon im Garten des Place des Alpes aufgestellt worden."

Der ehemalige Zögling der polytechnischen Schule hatte Frankreich seit lange nicht wiedergesehen.

Der Wunsch, sich über die in verschiedenen Theilen des Königreichs ausgeführten Arbeiten zu unterrichten, veranlasste ihn zu einer mehrmonatlichen Reise, auf welcher er vielen ehemaligen Cameraden, unter anderen dem vortrefflichen General Baudrand begegnete. In der grössten Winterkälte des Jahres 1830 fuhr er mit der Eilpost von Nantes nach Paris. Der erste Theil der Reise geschah während der Nacht, er hatte seinen Mantel vergessen, und eine Scheibe seines Coupé's war dazu noch von einem ungeschickten Postillon zerbrochen worden. Seine Constitution war jedoch so kräftig, dass er sogar ohne den geringsten Schnupfen davon kam; später aber meinte er, dass er den Ausdruck „bis in's Herz hinein frieren", diesmal wohl verstanden habe. Was ihm ausser seinen speciellen Beobachtungen als Ingenieur am meisten zu denken gab, war die Wahrnehmung, dass alle Welt auf den nahen Sturz der Dynastie gefasst war. „Das hängt nur an einem Faden", sagte er nach seiner Rückkehr. Als in Folge der Ordonnanzen Carls X. der Faden zerrissen war, bedauerte Dufour, der in seiner Heimath zur liberalen Schule gehörte und damals eben sein freundschaftliches Verhältniss zu den Bonaparte durch Uebernahme der militärischen Erziehung des Prinzen Louis neu befestigte, den Fall der Bourbonen nicht.

Bezüglich der schweizerischen Eidgenossenschaft war Dufour 1830 und 1831 sehr besorgt. Wie viele andere Politiker glaubte auch er, dass in Europa ein allgemeiner Brand bevorstehe, welcher möglicherweise die Schweiz in Mitleidenschaft, ja in's Verderben ziehen könne. Von ihm ging im Angesichte der zu erwartenden Ereignisse der Gedanke der Einberufung einer ausserordentlichen Tagsatzung aus. Er wurde zum Deputirten ernannt. Die Befürchtung einer Verletzung des Schweizergebietes, wie sie mehrmals in den

letzten Kriegen stattgefunden, trug viel zur Ausführung der Vertheidigungswerke bei St. Maurice, Aarberg, Bellinzona und am Luziensteig bei.

Oberst Dufour, der seit 1831 Chef des Generalstabs war, hielt besonders darauf, durch die wundervollen Befestigungswerke bei St. Maurice jeden Versuch einer Verletzung des Schweizergebietes vom Rhonethal aus abzuwenden. Diese Unternehmungen waren nur defensiver Natur und hatten die Erhaltung des allgemeinen Friedens im Sinne. Die Regierung Louis Philipps bezeugte ihre Dankbarkeit für diese Haltung der Schweiz, indem sie den Obersten Dufour zum Officier der Ehrenlegion ernannte.

„Nichts konnte mir angenehmer sein“, schrieb er am 25. Januar 1832 an den Marschall Soult. „Diese Auszeichnung beweist mir, dass ich immer noch Freunde in einem Lande besitze, wo ich meine militärische Erziehung genossen habe, für das ich stets eine innige Zuneigung bewahren und dem ich mich glücklich schätzen werde mit allen Mitteln zu dienen, die mit meinen Pflichten in Uebereinstimmung sind. Zählen Sie besonders darauf, dass alle meine Bemühungen und mein ganzer Einfluss darauf gerichtet sein werden, eine Neutralität vertheidigen zu lassen, die ebenso sehr in den Interessen Frankreichs, wie in denen der Schweiz liegt. Der Erfüllung dieser Aufgabe habe ich mein Leben gewidmet.“

Etwas später, 1834, hatte er diese friedliche Mission unter den schwierigsten Verhältnissen fortzusetzen, als polnische Flüchtlinge, die den Eidgenossen um ihres Unglücks und der Gerechtigkeit ihrer Sache willen von vornherein sympathisch waren, einen im Voraus als unfruchtbar und unsinnig verurtheilten Zug nach Savoyen unternahmen.

„Das mir geschenkte Vertrauen und meine wohlbe-

kannten Gesinnungen gestatteten es mir, den Sturm abzuwenden und die Unglücklichen, welche ein lebhaftes Interesse einflössten, zur Umkehr zu bewegen."

Er hatte eben eine noch misslichere und selbst gefährliche Aufgabe angenommen und an ein gutes Ende geführt: die Beruhigung Basels, das sich gegen die Entscheidungen der Tagsatzung gesträubt hatte und gegen die neue Regierung in Liestal erbittert war. Die Ausführung der Angriffsdispositionen war glücklicherweise nicht nöthig und die Stadt wurde friedlich besetzt; alles aber wurde wiederum durch die alberne Prahlerei eines der verhasstesten Führer von Baselland in Frage gestellt, der in offener Calesche in den Gassen umherfuhr. Der Unglückliche wäre fast zerrissen worden, wenn Dufour ihn nicht mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte.

In demselben Jahre 1833 begann Dufour eine Arbeit, welche zweiunddreissig Jahre währen sollte: Die allgemeine Karte der Schweiz, ein civilisatorisches Werk, das im Nothfall auch der Vertheidigung des Vaterlandes dienen sollte. Sein Patriotismus und seine wissenschaftliche Stellung gaben ihm einen zweifachen Titel zur Leitung dieses grandiosen Unternehmens, an dessen Ausführung mehrere Generationen von Ingenieuren aus verschiedenen Cantonen Theil genommen haben. Wir nennen hier im Besonderen die Herren Bétemps und Siegfried, der letztere gegenwärtig Oberst im Generalstab, und Herrn Capitain L'Hardy aus Neuenburg, der des Generals Schwiegersohn wurde. Eine in so grossem Maassstabe entworfene Karte bot wegen der speciellen Natur des Bodens vielerlei Schwierigkeiten dar. Zur genauen Aufnahme der steilen Abhänge und der weiten Gletschergebiete bedurfte es junger, schwindelfreier Männer, welche mit gründlichen mathematischen Studien die Lust

an mühsamen Märschen vereinigten und sich mit dem mehr als einfachen Leben in den Sennhütten begnügen mochten. In der Schweiz konnte es nicht an Ingenieuren fehlen, welche alle diese Eigenschaften besassen; hierin lag auch nicht die Hauptschwierigkeit. Eine bedeutendere Aufgabe war es, bei einem solchen Netze von Bergen, Thälern, Flüssen, ebenso der Genauigkeit wie der Klarheit gerecht zu werden, die zu schwarzen, zu überladenen Schatten zu vermeiden, eine Karte herzustellen, die zugleich als ein Bild des Landes gelten konnte.

Bei aller gerechten Bewunderung für die Karte des französischen Generalstabs war Dufour doch der Ansicht, dass dieselbe in der Wiedergabe der gebirgigen Theile an dieser Schwierigkeit gescheitert sei. Er vermied dieselbe durch das System des schrägen Lichtes, ein System, welches mit Recht für gewisse Gegenden bestritten wird, das aber für ein Land wie die Schweiz das einzig mögliche war unter der Voraussetzung einer verständigen Anwendung.*) Das

---

*) Schon 1822 schrieb er an den General Haxo: „Was nun die grosse Frage des schrägen oder verticalen Lichtes betrifft, so habe ich in der Praxis einen Vortheil darin gefunden, mich weder an das eine noch an das andere streng zu binden. So lange die Nachtheile des schrägen Lichtes nicht so weit gehen, dass bei demselben bedeutende Abhänge oder steile Böschungen, wie solche in unseren Bergen vorkommen, nicht verschwinden, so ziehe ich es dem verticalen Lichte vor, weil die Karte dann weniger schwarz, ausdrucksvoller und unendlich leichter zu lesen ist; und wenn dieser missliche Fall vorkommt, so mache ich absichtlich, um ihn zu vermeiden, einen Fehler im Schatten und bereue es nicht. Doch bedarf es hierbei grossen Taktes und diese Licenz muss mit Mässigung ausgeführt werden. Ich verzichte darauf, durch gleiche Schattirungen die gleichen Abhänge darzustellen, welche übrigens auf dem Terrain selbst, wenn man nicht ein regelrechtes Nivellement vornimmt, das man so selten zu kennen braucht, schwer zu schätzen sind. Damit lege ich weniger

Resultat war ein glänzendes und dazu geeignet, die heftigsten Widersacher zu überzeugen, aber es kam erst in den letzten Jahren, als die vollständige Karte aufgezogen war, zu seiner vollen Geltung, so z. B. bei der Weltausstellung in Paris 1867 und an der Wand eines Saales des Athenäums zu Genf.

Auf dieses letztere Exemplar legen wir um so mehr Gewicht, als es so zu sagen das Lieblingsstück des Autors war, und er aus demselben mehr noch als eine schöne Karte, das lebendige Gemälde nämlich seines Vaterlandes zu machen strebte. Deshalb sah man ihn auch viele Male dieses Wandexemplar mit seinem Bleistift retouchiren, sich wie ein Maler auf eine gewisse Entfernung vor seinem Gemälde aufstellen, um die durch neue Schraffirungen erreichte Wirkung zu beurtheilen, so dass es ihm gelungen ist, bei dem Beschauer die vollständige Illusion eines Reliefs hervorzubringen.

Dieses Meisterwerk, für welches er, wie wir weiter unten sehen werden, mit republikanischster Einfachheit belohnt wurde, ist die bedeutendste und umfangreichste Arbeit seines langen Lebens gewesen; sie war auch der glänzendste Beweis für seine grossartige Uneigennützigkeit in vaterländischen Dingen. Ziemlich sparsam mit seiner Zeit bei alltäglichen Anforderungen, war er verschwenderisch mit derselben, wenn es sich um ein patriotisches oder wohlthätiges Werk handelte.

Werth auf die Gründe, welche zu Gunsten des verticalen Lichtes angeführt werden, und meine Zeichnungen erreichen in Folge dessen einen Grad der Klarheit, wie dies sonst nicht der Fall wäre, und Klarheit ist eine kostbare Eigenschaft, auf welche man ohne dringende Motive nicht verzichten darf. Die Karte, welche so von der mathematisch strengen, einförmigen und unbeugsamen Methode absieht, wird ein Kunstwerk, wie dies alle Darstellungen der Natur sein sollen.“

Mit der Uebernahme der Hinterlassenschaft des Barons de Grenus beauftragt, der die Eidgenossenschaft zu seiner Universalerbin eingesetzt hatte, verbrachte er eine lange Zeit mit der Flüssigmachung der zu einer Invalidencasse bestimmten Summe von eilfmalhunderttausend Franken. Eine seiner hauptsächlichsten Beschäftigungen während dieser so werkthätigen Periode seines Lebens war 1840 die Gründung des von ihm lange Jahre präsidirten Militärvereins.

Er vernachlässigte also nicht die zahlreichen Genfer Vereine, deren Mitglied er war, unter andern den Kunstverein, der die Ehre hatte ihn zweiunddreissig Jahre lang als Secretär zu besitzen und der ihm vielleicht in kritischen Zeiten sein Fortbestehen verdankte. Die Arbeiten der Studirstube wurden deshalb nicht unterbrochen: zahlreiche Schriften über die Kriegskunst oder über verschiedene Anwendungen der physikalischen und mathematischen Wissenschaften folgten einander. Die Abhandlung über permanente Befestigungen erschien 1822, in zweiter Auflage 1850; sein Memorial pour les travaux de guerre wurde unter dem Titel „Handbuch für die practischen Arbeiten im Felde“, 1825 in's Deutsche übersetzt; es sollte noch eine dritte Auflage erleben.*) Sein Cours de tactique erschien ebenfalls in mehreren Sprachen.**)

Diese drei Werke sind klassisch geworden und bleiben nach dem Zeugniss der competentesten Beurtheiler trotz der durch die neuen Waffen nöthig gewordenen Veränderungen nützlich. Eine besondere Schrift galt der Beschreibung

*) Genève et Paris 1850.

**) In französischer Sprache, Paris et Genève 1840. — Lehrbuch der Taktik. Zürich 1842, u. s. w.

der Hängebrücke,*) andere dem Studium des Niveau's des See's, welches, wie es scheint, trotz gewisser Behauptungen seit fünfundsiebzig Jahren sich nicht verändert hat. Zahlreiche Anleitungen für die Militärschule und viele Artikel für die Bibliothèque Universelle seien hier nur beiläufig erwähnt. **) Dufour gefiel sich auch darin, einmal die Taktik und moderne Mechanik bei Seite zu lassen und den Malern in einer Studie „Géometrie perspective" ***) Rathschläge zu ertheilen und sich selbst von der Artillerie der Alten Rechenschaft abzulegen. †) Alle diese Werke bilden noch nicht den vierten Theil der Arbeiten, die er im Manuscript, ††) aber gebunden und in seiner Bibliothek vollständig geordnet, hinterlassen hat.

Derjenige seiner Schüler, für den er die meiste Zuneigung hatte, war der Prinz Louis Napoleon. Er war für ihn ein stets ergebener Freund, obgleich er den versuchten Handstreich gegen Strassburg bedauerte und den von Boulogne verurtheilte. In den Jahren zwischen diesen beiden Unternehmungen wurde die Gegenwart des Prinzen auf schweizerischem Gebiete ein Grund zu schweren Verwicklungen: die französische Regierung sandte an die Eidgenossenschaft drohende Noten, welche die Tagsatzung aufregten und einen nahen Conflict vorzubereiten schienen.

„Es ist wahrscheinlich", schrieb der Oberst an den

---

*) Genève et Paris 1824.

**) 1827, 1829, 1830, 1831, 1834. — 1810 Notices sur les vaisseaux des anciens.

***) Paris et Genève 1827.

†) Paris et Genève 1840.

††) Astronomie und beschreibende Geometrie, angewandte Mechanik, Hydraulik, Geodesie, Gnomonik, militärische Notizen, Blätter über Strategie und Taktik.

Prätendenten, „dass Sie in Ihrem Asyl nicht beunruhigt werden. Dennoch aber, und erlauben Sie meiner Freundschaft, es Ihnen anzurathen, werden Sie einen grossen Entschluss zu fassen haben, und Ihr Herz wird Ihnen denselben eingeben.“

Dieser aufrichtige und taktvolle Rath wurde befolgt, und der Prinz Louis verliess die Schweiz.

Nach dem Unternehmen in Boulogne gefangen genommen und vor den Gerichtshof der Pairs gezogen, besass er an Dufour einen unermüdlichen Freund, der an Berryer und an eines, wenn nicht an mehrere Mitglieder der Pairskammer schrieb, die Schuld des Angeklagten freilich nicht leugnete, aber sie mit den Versuchungen im Exil entschuldigte, des Prinzen gute Eigenschaften hervorhob und seine Sache mit einer Wärme vertheidigte, welche nicht ohne Wirkung blieb.

Dufour blieb der mehr und mehr stürmischen Politik in seinem Canton nicht fremd. Seit 1819 Mitglied des Repräsentativ-Rathes und seit jener Zeit fast immer Mitglied der Legislatur, war er lange einer der hervorragendsten Vertreter der liberalen und Fortschrittspartei gewesen, doch sah er nicht ohne Befürchtung die revolutionäre Wendung, welche die Ereignisse annahmen, und gehörte seitdem zu den Reihen der conservativen Partei. Er verabscheute jedes Blutvergiessen und war stets bemüht, es entweder ganz zu vermeiden oder es doch auf das geringste Maass zu beschränken. Am 13. Februar 1843 „konnte er einen nächtlichen Zusammenstoss nicht verhindern, der einigen Bürgern das Leben kostete; durch Klugheit und Mässigung wurde indessen weiteres Unglück vermieden.“ Man weiss, dass er im Jahre 1846 die Verantwortlichkeit für die sich vorbereitenden Ereignisse, die auf den Aufstand vom 7. October hinausliefen, nicht übernehmen wollte.

Die letztere Revolution trug Vieles dazu bei, den Gang der Dinge im Sinne des Sonderbundskrieges zu beschleunigen. Da Dufours Geschichte dieses Krieges den Hauptinhalt dieses Bandes ausmacht, so beschränken wir uns darauf, einige Umstände anzudeuten, welche dem Ausbruch desselben vorangingen, ihn begleiteten oder nach dem Kriege eintraten.

Als die Tagsatzung Dufour zum Obergeneral ernannte, waren seine Freunde und seine nächsten Angehörigen trostlos darüber; er selbst war tief erschüttert, aber im Angesichte des gespaltenen Vaterlandes und des Rufes, der an ihn ergangen war, hatte er trotz vorhergegangener politischer Abneigung bald seine Wahl getroffen. Die Häupter des Sonderbundes vernahmen mit Freuden die Nachricht von der Ernennung eines gelehrten Generals, der ohne Zweifel seine Zeit mit correcten und schulgerechten Märschen verlieren würde. Man täuschte sich auf beiden Seiten. Eine energische Entfaltung von Streitkräften, die viel bedeutender waren, als das Schlachtfeld es erforderte, theilte, lähmte, erstickte den Widerstand und reducirte den Krieg auf einige wenig blutige Gefechte.

Und diejenigen, die es bedauert hatten, dass ihr Freund das Obercommando in diesem Kriege übernommen, mussten bald in das allgemeine Lob einstimmen, welches überall in Europa, mit Ausnahme der von Parteigeist verblendeten Kreise, ertönte, als der mit so grosser Humanität geführte Feldzug so rasch beendigt war.

1847 bis 1875.

In der Schweiz knüpfte sich an den Namen Dufour eine Liebe und begeisterte Hochachtung, die wohl die schönste Belohnung ist, welche der Bürger eines Freistaats erhoffen darf. Der Canton Bern, dem der Gründer der Thuner Schule schon längst theuer gewesen, und der ihm 1834 hohe und einträgliche Aemter anbot, die freilich der seiner Vaterstadt getreue Genfer Bürger ausschlug, der Canton Bern that sich besonders durch seine Dankbarkeitsbeweise hervor: er konnte Dufour nicht zur Annahme einer bedeutenden Jahresrente, aber ohne Mühe zu der des Berner Bürgerrechtes bewegen, ein Beispiel, welches von andern Cantonen befolgt wurde. Drei Wahlkreise des Cantons Bern wetteiferten um die Ehre, ihn als ihren Vertreter in den Nationalrath zu senden. Die Tagsatzung wollte ihm eben so feierlich ihre Dankbarkeit bezeugen, und in den letzten Tagen des Monats April 1848 sah das kürzlich erbaute Landhaus zu Contamines, dessen Architect natürlich der General selbst gewesen, einen vierspännigen Wagen mit einem Weibel in den eidgenössischen Farben vor seiner Pforte erscheinen. Zwei höhere Officiere und einer der ersten Beamten der Eidgenossenschaft überreichten dem General folgenden Brief, den wir hier vollständig wiedergeben:

Excellenz!

Als gegen Ende des vorigen Jahres mehrere verirrte eidgenössische Stände in ihrem Widerstande gegen die Beschlüsse der höchsten eidgenössischen Behörde so weit be-

harrten, dass die Hohe Tagsatzung sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, den zwischen den Ständen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis beschlossenen Sonderbund mit Waffengewalt aufzulösen, richteten sich die Blicke der Hohen Eidgenössischen Behörde auf Eure Excellenz und mit Begeisterung vernahm die ganze verfassungstreue Eidgenossenschaft, dass Sie, Herr General, dazu berufen waren, die Armee zu commandiren und verirrte Eidgenossen zum gemeinsamen Vaterland zurückzuführen. Wie man es von Ihrem Patriotismus erwarten durfte, haben Sie diese Aufgabe mit der Hingebung ausgeführt, die nur Männern von wahrhaft grossem und edlem Charakter eigen ist. Sie haben sich ihrer Mission mit einer Weisheit und Thatkraft entledigt, welche nicht nur unser Vaterland, sondern ganz Europa, die ganze civilisirte Welt mit Bewunderung erfüllte. Doch das dankbare Vaterland ehrt in Ihnen nicht nur die Thatkraft, mit welcher die Beschlüsse der eidgenössischen Behörde ausgeführt worden sind, es dankt Ihnen ganz besonders für die reine Menschlichkeit, mit welcher das Werk vollbracht worden, indem die Schrecken des Bürgerkrieges möglichst vermieden wurden. Mit dem ruhmvollen Andenken an die errungenen Siege verbindet sich der tröstliche Gedanke, dass Dank der im unvermeidlich gewordenen Kriege entfalteten Humanität viele Thränen und Schmerzen erspart worden sind. Durchdrungen von den Gesinnungen ihres Generals hat die eidgenössische Armee gezeigt, dass sie ihres Führers vollkommen würdig war.

Die eidgenössische Tagsatzung ihrerseits hat Ihnen ihre hohe Dankbarkeit durch die That beweisen wollen, und die Hohe Bundesbehörde hat deshalb am letzten 10. Januar einstimmig beschlossen, dass das Vaterland Ihnen für die der Eidgenossenschaft geleisteten Dienste seinen Dank ausdrücke,

dass Ihnen ausserdem durch eine Deputation der Tagsatzung zur Erinnerung an die glücklich überstandenen Prüfungen ein Ehrensäbel überreicht werde, zu welchem Geschenk dasjenige von 40,000 Schweizerfranken hinzugefügt werden soll.

Das eidgenössische Directorium hat die Ehre, die Herren eidgenössischen Obersten Frey-Herosée von Aarau und Müller von Zug und den Präsidenten des Appellationsgerichts Herrn Schmidt von Solothurn mit dem Auftrage zu betrauen, dieses vom Vaterlande dargereichte Geschenk in Ihre Hände zu legen.

Empfangen Sie es, Herr General, in dem Geiste, in welchem es Ihnen angeboten wird. Es ist keineswegs dazu bestimmt, Dienste zu belohnen, die über jeder Belohnung stehen; es hat keinen anderen Zweck als den, zu beweisen, wie sehr die Eidgenossenschaft sich gedrungen fühlt, die grossen Verdienste des Generals und in seiner Person die Verdienste der ganzen Armee anzuerkennen. Die wahre Belohnung für die Opfer, welche Sie dem Vaterlande gebracht haben, für Ihre Hingebung an die gute Sache, werden Sie, Herr General, in sich selbst finden; Ihr Name wird in der Geschichte neben denen der grössten Männer des Vaterlandes glänzen und von Mit- und Nachwelt gepriesen werden, so lange Patriotismus, Opferfreudigkeit und Humanität keine leeren Worte sind.

Empfangen Sie noch einmal, Herr General, den Ausdruck der aufrichtigsten und ehrerbietigsten Dankbarkeit mit der Versicherung, dass die gesammte Eidgenossenschaft, die Bürger jedes Ranges und Alters sich diesem Danke, diesen Segenswünschen anschliessen. Die Hingebung, welche Eure Excellenz bewiesen, ist, wie Ihr ganzes Leben, der Eidgenossenschaft würdig, welche hofft, dass Sie sich auch in Zukunft dem Wohle des Vaterlandes widmen werden

bis zu dem Augenblick, wo Sie zu den grossen Helden vergangener Zeiten abberufen werden.

Genehmigen Sie u. s. w.

Bern, den 21. April 1848.

Der Präsident der Eidgenossenschaft:
Ochsenbein.

Der Kanzler: Schiess.

„Vierzigtausend Schweizerfranken machten ungefähr sechzigtausend Franken aus", sagt der General in seinen Erinnerungen. „Ich habe davon den zehnten Theil, d. h. 6000 Franken in die eidgenössische Casse für die Verwundeten beider Parteien abgegeben . . . Die Regierung von Genf schenkte mir ebenfalls als Nationalbelohnung einen Terrain-Abschnitt, welcher abgesehen von der damit kundgegebenen Gesinnung für mich sehr kostbar ist, da er mein kleines Eigenthum vor einer unbequemen Nachbarschaft schützt . . . Die Regierung von Tessin beauftragte ihren Landsmann, den Bildhauer Vela, mit Anfertigung der für den Grossrathssaal bestimmten Büste des Obercommandanten der eidgenössischen Armee. Vela fertigte eine gute Copie von derselben an, die er mir zusandte und welche ich der Genfer Militärgesellschaft zukommen liess, in deren Besitz sie jetzt sich befindet." *)

Man sieht daraus, dass der General in seinen kurzen Notizen gern die Beweise der Anerkennung anmerkte, die er so wohl verdient hatte. Was ihn aber am meisten rührte, war die wirkliche Liebe, welche man in den besiegten Landestheilen bald für ihn empfand: „Die Bürger der Ur-

*) Pradier erbat sich ebenfalls die Genehmigung, seine Büste für Genf zu machen, und Bovy prägte eine Denkmünze mit seinem Bildniss.

cantone haben fast nur Pfeifenköpfe mit meinem Bilde; sie sagen „unser Dufourli“ . . . 1866 machte ich mit meinen Töchtern Louise und Amalie eine Rundreise in den Urcantonen und erhielt vielfache Beweise von Achtung von Seiten der Einwohner und der Häupter des Sonderbundes, Besuche, Serenaden u. s. w.“

Wilhelm Heinrich Dufour trat nun in die letzte Phase seines langen, reich bewegten Lebens. Obgleich er die Sechzig überschritten hatte, kann hier das Wort Alter nicht angewendet werden, denn es stand ihm noch ein Vierteljahrhundert reger Thätigkeit und rüstiger Gesundheit bevor. Sein Name war nun ein europäischer und schien für die aus den grossen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 hervorgegangenen und nur zu bald gefährdeten Bewegungen eine sichere Aussicht auf zu erstrebenden, glücklichen Erfolg zu bieten.

„Es ist mir mehr als ein Obercommando im Auslande angeboten worden. Ich habe es immer ausgeschlagen, weil ich glaubte, dass ich mich ganz und gar meinem Vaterlande schuldete.“

Wir glauben, dass es sich hier um den König von Sardinien, Carl Albert, und das Frankfurter deutsche Parlament handelt. Gerade damals ernannte ihn die Tagsatzung ein zweites Mal zum Obergeneral, und mit gewohnter Raschheit liess er zahlreiche Truppen ausheben: „Im Jahre 1849 hatte ich die Genugthuung, unter meinem Befehl Bataillone zu vereinigen, welche nicht ganz zwei Jahre vorher gegen einander gefochten und nun in Pflichttreue mit einander wetteiferten. Es handelte sich darum, die badischen Insurgenten am Uebertritt auf eidgenössisches Gebiet mit Verletzung unserer Neutralität zu hindern. Dieser Zweck wurde leicht erreicht.“

Andere Flüchtlinge brachten andere Sorgen. Die Gastfreundschaft der Schweiz hat ihr die gefahrvolle Ehre eingetragen, die Besiegten und die Opfer der verschiedenen Revolutionen, die in Frankreich ausbrachen, auf ihrem Boden zu empfangen. Als Louis Napoleon zur Zeit seiner Präsidentschaft, und später als Kaiser, sich über seine Gegner glaubte beklagen zu dürfen, die sich ihrerseits auf schweizerisches Gebiet geflüchtet hatten, war Niemand besser als General Dufour zur Beilegung dieser Misshelligkeit geeignet. Vom Bundesrath gelegentlich einer „herben“ Note des französischen Ministers zu Rathe gezogen, schrieb er am 13. Februar 1852 an den Präsidenten, dass die Schweiz „ehrlich und vollständig alles das thun werde, was die internationalen Pflichten und die Anforderungen an eine gute Nachbarschaft besonders von einem neutralen Lande erheischen; dass die Flüchtlinge, welche durch ihr geheimes Treiben oder ihre Aufführung das ihnen gestattete Asyl missbrauchen sollten, der Ausweisung verfielen ... Kann man von einem so constituirten Lande wie die Schweiz mehr verlangen? Ist es möglich, dass ihre obersten Behörden sich im Voraus dazu verpflichten, alle ihnen in Zukunft bezeichneten Franzosen auszuweisen, ohne dass sie zu prüfen hätten, ob ein Motiv dazu vorhanden ist, und ob jene Flüchtlinge durch ihr Betragen auf schweizerischem Gebiet dazu Veranlassung gegeben haben? O nein, denn dies hiesse auf jede Unabhängigkeit verzichten, und wenn der Bundesrath eine solche Schwäche zeigte, würde er von der ganzen Nation verleugnet werden. Sie können auch diese ehrenvolle Empfindlichkeit nicht missbilligen, sie ist für Frankreich das sicherste Pfand, dass die Schweiz unter keinen Umständen sich zu Entwürfen hingeben wird, welche mit Verletzung unserer Neutralität einen Angriff auf Ihre Grenzen im Auge hätten.“

Durch diesen edlen Brief überzeugte Dufour den Präsidenten und entfernte so jede Androhung eines Bruches.

Er empfand übrigens damals und hat stets für seinen kaiserlichen Schüler eine tiefe persönliche Anhänglichkeit empfunden; sein Briefwechsel mit ihm hat auch niemals, weder während der Gefangenschaft in Ham, noch während der auf dem Schlosse Wilhelmshöhe aufgehört. Seinerseits hat ihm Napoleon III. stets die aufrichtigste Ehrerbietung bewiesen, und während der Weltausstellung des Jahres 1855 lud er ihn ein, vierzehn Tage im Schlosse St. Cloud zuzubringen. Der General hat auch andere Reisen nach Paris gemacht, bald für die Eisenbahn Genf-Lyon, für welche er sehr thätig war, bald wegen ernster Fragen in der europäischen Politik.

Nach dem verfehlten Aufstande der Neuenburger Royalisten im Sommer 1856 trug er durch seine Sendung nach Paris sicher zur friedlichen Beilegung des Zwistes bei; doch kam er nach Bern mit dem Entschlusse zurück, die entschiedensten Vertheidigungsmassregeln zu veranlassen, und es gelang ihm dies. Trotz seiner 70 Jahre wurde er zu Anfang des folgenden Jahres zum Obergeneral ernannt, und man weiss, mit welcher Begeisterung die zweiundzwanzig Cantone auf den Ruf der Eidgenossenschaft antworteten. Alles war am Rhein zu einem kräftigen Widerstand bereit, glücklicherweise aber machte ihn die französische Intervention überflüssig. Der Krieg in Italien nöthigte wiederum die Schweiz, eine Armee zur Vertheidigung ihrer Neutralität aufzustellen. Ein viertes Mal (1859) war Dufour Obergeneral, doch ohne in Activität zu treten. Seine Aufmerksamkeit wurde oft auf die Unzulänglichkeit der nach ihm „schmählich ausgezackten“ Südgrenze der Schweiz gerichtet. Er betrachtete die Simplonstrasse „als eine permanente Ge-

fahr für die Neutralität“ und klagte deshalb oft über die Diplomaten von 1815, die es „so eingerichtet, dass sie immer einen Fuss auf unserem Gebiete hätten... Wenn man uns wirklich in den Stand setzen wollte, unsere Neutralität zu vertheidigen, so hätte man uns weder Chiavenna noch das Val Livino entreissen sollen.“ In Wahrheit aber wünschte er mehr eine Berichtigung der Grenzen, als dass er sie hoffte; ungeachtet dieser Schwierigkeiten hielt er jedoch auf eine strenge Beobachtung der Neutralität. So sehr er im Interesse des Handels und der politischen Einheit die Anlegung neuer Strassen wie die von ihm der Schwyzer Regierung lebhaft anempfohlene Axenbergstrasse wünschte, eben so sehr befürchtete er „die Annahme fremder Subventionen für die Durchbohrung unserer Alpen.“ Was ihn aber am Lebhaftesten erzürnte, war der in Turin oder in Paris ausgesprochene Zweifel an dem Willen oder der Möglichkeit, die schweizerische Neutralität aufrecht zu halten. Daher der berühmte Brief, den er zehn Jahre später an den Marschall Leboeuf schrieb.

Die Annexion Savoyens an Frankreich rief unter den Eidgenossen eine allgemeine Aufregung und Besorgniss hervor. Sie betrachteten das Chablais und das Faucigny laut den Verträgen als eine Zone, welche dasselbe Privilegium der Neutralität wie die Schweiz genoss; sie fürchteten für Genf wegen der steten Zunahme der damals in Europa überwiegenden französischen Militärmacht. Nach einer neuen, diesmal fruchtlosen Reise des Generals Dufour nach Paris wurde Genf als Versammlungsort von Officieren aus allen Cantonen im August 1860 ausersehen. Beinahe ein Tausend entsprach dem an sie ergangenen Ruf, und der General wurde zum Präsidenten dieser so schönen und patriotischen Versammlung ernannt, der zu Ehren prächtige Feste ver-

anstaltet wurden. Ein anderer Canton, Tessin, schien durch die damals in Europa herrschende Annexionswuth bedroht; eine Deputation von Officieren unter Führung des Generals Dufour überschritt den St. Gotthard (1861) und trug die eidgenössische Fahne nach Lugano. Diese Manifestation wurde von der Tessiner Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen.

Hiermit ist die eigentliche officielle Laufbahn des Generals Dufour abgeschlossen. Er übernahm von nun an weder ein militärisches Commando noch eine politische Mission. Indessen entschloss er sich 1863 zur Annahme eines Sitzes im Ständerath: „Dort war ich Präsident mehrerer Commissionen und Berichterstatter für diejenige, welche die Ratification des Vertrages bezüglich des Dappenthals vorschlug und eine während eines halben Jahrhunderts anhängige Angelegenheit ordnete. Ein eigenthümliches Zusammentreffen wollte es, dass die erste Arbeit, welche ich für die Eidgenossenschaft gemacht, die Recognoscirung dieses selben Dappenthales gewesen.“

Dufour war auch mehrere Jahre Mitglied des genferischen Grossen Rathes und hat erst zu Beginn des Jahres 1867 seine Entlassung aus dem eidgenössischen Generalstab gefordert, indem er bescheiden um Freigebung von seinen Pflichten bat und dabei sagte, dass es Zeit sei, „Anderen Platz zu machen.“ Bei dieser Gelegenheit erhielt er aus Bern einen Brief, den wir hier folgen lassen, nachdem wir ein anderes Schreiben vorangeschickt haben, welches zu Ehren der Beendigung der Schweizerkarte an ihn gerichtet wurde, und das mit dem Namen Pic Dufour, der 1865 einem Gipfel des Monte-Rosa gegeben wurde, ihm als eine hinreichende Belohnung für seine Arbeiten galt.

Bern, den 30. Januar 1865.

Herr General!

Der Bundesrath hat den Schlussbericht über die Ausführung der Karte der Schweiz erhalten, den Sie dem Militärdepartement eingereicht haben, und mit lebhaftem Interesse Kenntniss davon genommen. Er hat beschlossen, ihn drucken zu lassen und der Bundesversammlung vorzulegen.

Der Bundesrath hat darin die ersten Anfänge des grossen Unternehmens wieder erkannt, das Sie so gut eingeleitet, das Sie während mehr als dreissig Jahren ohne Unterbrechung fortgeführt und so glücklich zu Ende gebracht haben.

Er erfüllt eine angenehme Pflicht, indem er Ihnen die Gefühle seines lebhaften Dankes ausdrückt.

Sie haben die lange und schwierige Aufgabe, die Sie übernommen, auf eine Weise erfüllt, welche Ihrer Energie, Ihrer Ausdauer, Ihren ausgezeichneten Talenten, Ihrer wissenschaftlichen Bedeutung wie Ihrer Hingebung und Ihrer Sorge für das öffentliche Wohl Ehre macht.

Die Eigenschaften, welche das Vaterland Ihnen so gern zuerkennt, die es so oft in seinem Dienst gebraucht und auf welche es auch in Zukunft unter allen Umständen zählt, diese Eigenschaften haben sich niemals während des ganzen Zeitraumes verleugnet, den das eben vollendete Werk in Anspruch genommen.

Dieses Werk ehrt Sie. Es trägt den Stempel Ihres Geistes und Ihres Charakters und künftige Zeiten werden stolz Ihren verehrten Namen damit verbinden.

Aber dieses Werk ehrt auch das Land, welches mit schwachen Hülfsmitteln und beschränkten Ausgaben ein

Denkmal hervorzubringen vermochte, das man in gleiche Linie mit dem Vollkommensten und Schönsten stellen kann, was grosse Staaten in dieser Art ausgeführt haben.

Das Vaterland, Herr General, weiss den Werth der Dienste zu schätzen, die Sie ihm geleistet. Es wird die Erinnerung an dieselben bewahren. Der Bundesrath bittet Sie, in der neuen Anerkennung, welche er Ihnen heute darbringt, einen schwachen Ausdruck der Hochachtung für Ihre Person zu sehen und des Ihnen gebührenden Dankes für Alles, was Sie für Ihr Land gethan haben.

Der Bundesrath schliesst, Herr General, indem er Ihnen die Versicherung seiner ausgezeichneten Werthschätzung erneuert.

Im Namen des schweizerischen Bundesraths,

Der Präsident der Eidgenossenschaft:
Schenk.

Der Kanzler der Eidgenossenschaft:
Schiess.

Bern, den 6. Februar 1867.

Herr General!

Wir entnehmen aus dem Briefe vom 6. Januar letzthin, mit welchem Sie uns beehrt haben, dass Sie mit Rücksicht auf Ihr vorgerücktes Alter sich veranlasst fühlen, Ihre Entlassung aus dem Generalstab der Eidgenossenschaft zu geben, in dem Sie während eines halben Jahrhunderts mit eben so viel Auszeichnung als Erfolg die bedeutendsten Stellen eingenommen haben. Es hiesse Ihnen für Ihre ehrenvollen Dienste nicht die gebührende Gerechtigkeit beweisen, wollten wir die Motive, womit Sie Ihre Bitte begründen, nicht vollkommen würdigen. Wir theilen Ihnen in Folge dessen hier-

durch mit, dass wir die von Ihnen gestellte Bitte gewähren; wir thun es mit Bedauern, doch mit all' den Ehren, die Ihre lange militärische Laufbahn erfordert, welche durch Ihre Thätigkeit und Ihre stets bereite Ergebenheit wie durch die treueste Anhänglichkeit an das Vaterland ausgezeichnet war.

Es ist selbstverständlich, dass die in Art. 36 des eidgenössischen Gesetzes über die Militärorganisation erwähnten Privilegien Ihnen von Rechtswegen zugesichert sind.

Im Augenblick, da wir von Ihnen Abschied nehmen, bleibt uns noch eine angenehme Pflicht zu erfüllen, Ihnen den Dank auszudrücken, der Ihnen für Ihre hervorragende militärische und bürgerliche Laufbahn zukommt.

Sie haben sich um das Land wohl verdient gemacht. In den Tagen des Friedens wie in denen der Gefahr haben Ihre Mitbürger auf Sie gezählt, und Sie haben stets ihren Erwartungen entsprochen.

Ihre Dienste sind in Aller Herzen eingeschrieben, die Geschichte wird sie mit dem Ausdruck derselben Anerkennung in den Annalen unserer Republik verzeichnen.

Wir grüssen Sie, Herr General, mit dem Wunsche und der Hoffnung, dass die Vorsehung nach einer wohl vollbrachten Laufbahn, nach einem so weisen und für Ihr Land so nützlichen Leben, nach so viel Hingebung und Treue Ihnen noch eine lange Reihe glücklicher Tage im Kreise Ihrer dankbaren Mitbürger gewähren möge.

Genehmigen Sie u. s. w.

Der Präsident der Eidgenossenschaft:
Fornerod.

Der Kanzler der Eidgenossenschaft:
Schiess.

Zog der General sich auch von öffentlichen Aemtern zurück, so gab er doch nicht die zahlreichen Commissionen und wissenschaftlichen Vereine auf, denen er angehörte, und denen er oft bis in seine letzten Lebensjahre präsidirte, noch weniger die Werke zur Linderung menschlichen Elends.

Die Ueberschwemmten im Wallis zum Beispiel (1860) und die Abgebrannten von Glarus (1861) verdanken Vieles der Kraft und Ausdauer, mit welcher er die Hülfsgesellschaften leitete.

„Ende October 1863“, heisst es in den Erinnerungen, „wurde unter meinem Präsidium ein internationaler Congress abgehalten, der sich die Aufgabe stellte, die Mittel zu finden, um auf dem Schlachtfelde verwundeten Kriegern beizustehen, abgesehen von der regelmässigen Hülfe, die sie in den Militär-Ambulancen finden können. Dieser Congress hat eine lebhafte Theilnahme erregt. Fast alle Nationen Europa's waren dabei durch hervorragende Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Kriegsheilpflege vertreten. Indessen wurde kein bindender Beschluss gefasst, weil es eher eine einfache Conferenz als ein eigentlicher Congress war. Am 8. August 1864 aber wurde ein wirklicher Congress in Genf eröffnet, wozu sämmtliche vom Bundesrath eingeladenen europäischen Staaten mit den nöthigen Vollmachten versehene Abgeordnete schickten, zum Zwecke, einen internationalen Vertrag über Neutralisation der Ambulancen, des Sanitätspersonals und der Verwundeten abzuschliessen. Auch diese Versammlung erwies mir die Ehre, mich zu ihrem Präsidenten zu ernennen. Der Vertrag wurde am 22. August 1864 unterzeichnet.“

Dies war eine der grössten Freuden seines Lebens. Sechs Jahre später fiel ihm die schmerzliche Aufgabe zu, die in Genf zur Unterstützung der Opfer des deutsch-fran-

zösischen Krieges gebildeten Comités zu leiten, und er hatte dabei mancherlei Kummer zu erfahren.

Vollständig jeder confessionellen Engherzigkeit fremd, konnte er es nicht ertragen, dass man das Unterstützungscomité anklagte, es arbeite für die protestantische Propaganda: „Man frägt einen Verwundeten, den man auf dem Schlachtfelde aufhebt, nicht, ob er ein Protestant oder ein Katholik ist", schreibt der edle Greis. „Wir haben nur einen Zweck, den, die Wirksamkeit des humanitären Vereins, den wir gegründet und dessen Mittelpunkt wir sind, so weit immer möglich, auszudehnen."

Die Zurückgezogenheit, in welche der General sich nun abschloss, war wie sein ganzes Leben, mit nützlicher Thätigkeit ausgefüllt. Nicht nur beschäftigte er sich nach wie vor mit der Lösung wissenschaftlicher Probleme und mit dem Unterricht in der Astronomie, den er den Freundinnen seiner Töchter ertheilte; nicht nur folgte er mit Aufmerksamkeit den militärischen Ereignissen, an denen es in Europa und Amerika nicht fehlte, sondern er studirte auch die alten Schlachtfelder, worüber er für sich oder für seine Freunde zahlreiche kleine Abhandlungen schrieb, und machte Untersuchungen über die Feldzüge Cäsars, speciell über den Ort, wo Alesia gestanden hatte, den er nach Burgund verlegte. Diese Zurückgezogenheit hinderte indessen nicht, dass er die glänzendsten Zeugnisse der Bewunderung von Souveränen erhielt, und unter seinen zahlreichen Gästen Persönlichkeiten wie den Grossherzog von Baden und den Kaiser von Brasilien empfing, oder selbst Besuche und manchmal weite Spaziergänge machte. Wir haben mit ihm im Herbste 1872 einen anderthalbstündigen Spaziergang gemacht, ohne dass er bei seinen 85 Jahren sich nur einmal setzen wollte.

Besonders aber musste man Dufour in seiner Familie sehen, in seinem Hause und Garten bei Contamines, unter seinen Kindern und Enkeln, seinen Verwandten und zahlreichen Freunden.

Seine Lebensweise war unabänderlich festgestellt: Sein Schlafzimmer war mit der Einfachheit des Feldlagers ausgestattet. Er stand früh auf und ging um 10 Uhr zu Bett, wie er auch jeden Sonntag zur selben Stunde in die Kirche von Eaux-Vives ging, wo er regelmässig denselben Platz einnahm. Den grössten Theil des Tages verbrachte er in seinem Studirzimmer, worin zwei- oder dreitausend Bände in militärischer Ordnung eine breite Wand schmückten. Gegenüber hingen merkwürdige Waffen, einige Bildnisse, Erinnerungen aus früheren Tagen. Statt mit zunehmenden Jahren sich mehr und mehr von der klassischen Litteratur abzuwenden, für die er in der Schule wenig Geschmack gezeigt, fasste er für dieselbe eine wachsende Leidenschaft. Cicero's Schrift über das Alter war ihm ein Hochgenuss. Unter den französischen Dichtern waren Molière, Corneille und Racine seine Lieblings-Autoren, ihnen gesellte er die Tragödien von Jouy, Ducis, von Casimir Delavigne und die Comödien einiger unserer Zeitgenossen bei. Die romantische Schule galt nichts in seinen Augen. Zuletzt hatte er noch am Altfranzösischen Geschmack gefunden und entzifferte mit Vorliebe das Chanson de Roland. Sein Salon war mit Gemälden geschmückt, die kostbar waren an sich und wegen ihres Ursprungs; darunter zwei Porträts von ihm, das eine von Hornung, das andere von Ary Scheffer. Hier verbrachte er seine Abende. In einem Lehnstuhl sitzend, den die St. Galler Damen ihm nach dem Sonderbundskriege gestickt hatten, las er gern seiner Familie und seinen Freunden vor. Die abnehmende Sehkraft hatte ihn die letzten zwei

Jahre dieses Vergnügens beraubt; seiner sonst so schönen Schrift merkte man das Zittern der Hand an. Der Verlust einer seiner Töchter war für ihn ein Schlag, von dem er sich nicht wieder erholte. Zu Beginn des Frühlings 1875, nachdem er kurz vorher den Titel eines Ehrenpräsidenten des geographischen Congresses erhalten hatte, wurde er krank.

Sein am 14. Juli erfolgter leichter Tod war eine Nationaltrauer für Genf und die ganze Schweiz. Nie hat eine tiefer bewegte Volksmenge sich zu einem Leichenzuge gesammelt, und als nach einigen Worten des Geistlichen, die dem Lobe des Christen galten, der Abgeordnete des Bundesrathes den Patrioten der Nachahmung aller Bürger empfohlen hatte, trennte sich die Menge ergriffen und zugleich erhoben von dem Grabe, für welches diese einfache Inschrift gewählt worden:

G. H. DVFOVR

HELVET. DVX

1787—1875.

E. S.



Der Sonderbundskrieg.



Vorwort.

Der Sonderbundskrieg war so zu sagen das Vorspiel zu den grossen Ereignissen, welche ein Jahr darauf zum Ausbruch kamen. Er zog damals die Aufmerksamkeit Europa's auf sich, und obgleich er zur Gegenwart in keiner Beziehung steht, so verdient er durch die Folgen, die er herbeigeführt, noch einiges Interesse.

Die gedrängte Erzählung, die ich hier von diesem Kriege gebe, ist nach meinem Tagebuch und den gesammelten Befehlen und Correspondenzen geschrieben; sie enthält also nur Authentisches.

Diese Erzählung beschränkt sich ganz und gar auf die militärischen Facten, ohne die politischen Verhältnisse zu berühren, welche einen Bruch zwischen den eidgenössischen Ständen herbeigeführt, noch die Rolle, welche die Diplomatie vor oder nach dem Herbst des Jahres 1847 gespielt haben mag. Diesen Gegenstand mögen Diejenigen behandeln, die ihn besser kennen als ich. Ich beschränke mich auf die Erklärung, dass kein äusserer Einfluss auf den

Obergeneral der eidgenössischen Armee ausgeübt worden, um den Gang der militärischen Ereignisse zu beschleunigen. Kein diplomatischer Agent hat auf irgend eine Weise einen Druck auf Entschliessungen versucht, die nicht einmal den Officieren des Generalstabs anvertraut waren, denen von den Plänen ihres Führers gerade so viel bekannt war, als sie zu deren Ausführung wissen mussten.

Die Karten, welche den Text begleiten, sind nur einfache Skizzen, die zur Erklärung desselben genügen werden. Will man sich eine genauere Vorstellung vom Terrain machen, so muss man eine gute Schweizerkarte zu Hülfe nehmen.

Den 1. October 1849.

H. D.

Erstes Kapitel.

Ausrüstung.

Die Tagsatzung war 1847 in Bern versammelt. Man hatte eine nicht sehr versöhnliche Stimmung mitgebracht. Zwei Parteien, in welche damals die Schweiz getrennt war, standen sich entschieden gegenüber. Die Aufhebung der Klöster im Aargau einerseits, die Aufnahme der Jesuiten in Luzern andererseits hatte die Gemüther so sehr erbittert, dass ein vollständiger Bruch von Tag zu Tage drohender wurde. Schon hatten die Kantone Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis ausserhalb des eidgenössischen Bundes eine eigene Allianz unter dem Namen Sonderbund abgeschlossen. Seit einiger Zeit bereiteten sie sich auf eine Schilderhebung vor. An mehreren Punkten ihrer Grenzen hatten sie Befestigungen angelegt, einen Kriegsrath eingesetzt, einen General für ihre Armee ernannt, ihre Bataillone vervollständigt und ihren Landsturm organisirt; sie hatten das Material in ihren Zeughäusern ausgebessert, sich mit Waffen und Munition versehen u. s. w.

Die andern Kantone waren von vollständiger Einigkeit weit entfernt: Der Sonderbund besass in ihrer Mitte Anhänger, welche Verwirrung und Unentschlossenheit in die Gemüther warfen; die Aufregung verbreitete sich und nahm

täglich zu; innere Unruhen, blutige Zusammenstösse zwischen den Bürgern waren zu befürchten. Schon hatten hie und da Truppenbewegungen stattgefunden, und die Kantonsregierungen fühlten nur zu sehr ihre Ohnmacht, einen allgemeinen Brand zu verhindern, der um so grössere Besorgniss einflösste, als die überall mit grosser Entschiedenheit auftretenden Meinungen in einigen Gegenden der Schweiz sehr getheilt waren.

Deshalb glaubte die Mehrheit der Tagsatzung in der Sitzung vom 21. October*) einen Obergeneral ernennen zu müssen, um so auf alle Ereignisse, die von einem Augenblick auf den andern ausbrechen konnten, gerüstet zu sein. Zu dieser hohen Stellung berief sie den General-Quartiermeister der Eidgenossenschaft, Dufour von Genf, einen der ältesten Officiere der Armee, welcher deren Personal und Hülfsmittel am besten kannte; sie gab ihm zum Chef des Generalstabs den Obersten Frey-Herosée von Aarau, einen intelligenten und thätigen, sehr energischen Mann, von ungewöhnlicher militärischer Begabung.

Der General, im Bewusstsein, dass er eine Aufgabe voll schwerer Verantwortlichkeit übernehme, legte der Tagsatzung am folgenden Tage brieflich die Grundsätze vor, nach denen er zu verfahren gedachte: „Indem ich Alles thun werde, was die Pflicht erheischt“, heisst es in dieser Zuschrift, „werde ich mich doch niemals von den Grenzen der Mässigung und Humanität entfernen, wenn es zum Aeussersten kommen muss; ich werde nicht ausser Augen lassen, dass der Streit zwischen Eidgenossen obwaltet, ich werde dem politischen Parteitreiben fern bleiben. Mich ausschliesslich auf meine militärischen Aufgaben beschrän-

*) Donnerstag.

kend, werde ich mich bemühen, Ordnung und Disciplin bei den eidgenössischen Truppen aufrecht zu erhalten, darauf sehen, dass öffentliches und Privat-Eigenthum geschont, und der katholische Cultus in seinen Geistlichen, Kirchen und religiösen Anstalten geschützt werde; dass überhaupt alles geschehe, um die von jedem Kriege unzertrennlichen Leiden zu mildern. Möge mein Thun dem gemeinsamen Vaterlande nützlich sein! Möge, was noch besser wäre, die heilige Vorsehung es vor den Uebeln behüten, von denen es sich bedroht sieht!"

In der That war der Bruch nicht vollständig; noch nahmen die Abgesandten der Sonderbundscantone an der Tagsatzung Theil, noch herrschte ein schwacher Hoffnungsschimmer auf Erhaltung des Friedens. Die oberste Behörde, als sie am 24. October die Einberufung von 50,000 Mann befahl, that dies auch nur in der eingestandenen Absicht, die innere Ordnung aufrecht zu erhalten, sie überall wieder herzustellen, wo sie gestört würde, und die Rechte der Eidgenossenschaft zu wahren. Dies war der Wortlaut ihres Decrets. Den General, welchem sie diese Armee anvertraute, beauftragte sie, alle diesem Zweck entsprechenden Massregeln zu ergreifen und die Truppen mit Rücksicht darauf zu vertheilen.

Dieser beschäftigte sich in Folge dessen vor Allem mit der Organisirung seines Stabes und der Eintheilung der Truppen in Divisionen und Brigaden. Die Obersten von Orelli und Gatschet wurden zum Obercommando der Artillerie und des Genies berufen; die drei Verwaltungszweige hatten zu Chefs den Obersten Abys im Kriegscommissariat, den Dr. Flügel im Sanitätsdienst und Herrn Blösch im Justizdienst. Der in der Eidgenossenschaft durch seine militärische Begabung und seine Erfahrungen

bekannte Oberst Zimmerli wurde zum General-Adjutanten des Obergenerals ernannt.

Die Armee bestand aus sechs Divisionen. Zu Führern derselben wurden, ohne Rücksicht auf ihre politischen Ansichten, die ältesten und fähigsten Officiere gewählt: es waren dies die Herren Donatz, Rilliet, Gmür, Burckhardt, Ziegler und Luvini. Diese Ernennungen, bei welchen die beiden Richtungen, die in der Schweiz sich gegenüber standen, gleich stark vertreten waren, schlossen jeden Gedanken an politische Parteilichkeit und Leidenschaftlichkeit aus. Derselbe Geist herrschte bei der Zusammensetzung der besonderen Stäbe aller Dienstzweige. Man hatte sich dazu später nur Glück zu wünschen.

Einigen Cantonen merkte man Anfangs Unentschiedenheit an, die meisten aber beantworteten den Ruf der Tagsatzung mit ausserordentlichem Eifer. Mehrere begnügten sich sogar nicht mit Aufstellung der Contingente, die von ihnen gefordert wurden, sondern fügten noch überschüssige Bataillone hinzu, so dass die eidgenössische Armee in Wirklichkeit und von Anfang an die im ersten Decret angegebene Zahl weit überschritt. Dieser Zuwachs an Kräften, dieser Eifer und die manchmal übertriebene Begeisterung führten jedoch Verlegenheiten herbei, complicirten die Lage und erschwerten die Aufgabe des Generals. Nicht ohne Mühe gelang es diesem, Alles zu ordnen und eine erste Eintheilung der Truppen zu veranstalten, welche den Wünschen der Tagsatzung, den topographischen Verhältnissen und der damaligen Lage der Schweiz entsprach.

Die vom Sonderbund besetzten Gebietstheile bildeten im Centrum des Landes drei verschiedene Massen: Freiburg, die Waldstätte und das Wallis. Sie sind auf Blatt I durch Schraffirungen bezeichnet.

Eine einzige dieser Massen umfasste mehrere Cantone: es ist die zweite, mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Die beiden andern wurden jede von einem einzigen Canton gebildet. Demnach bestand der Sonderbund aus sieben Cantonen.

Freiburg war vollständig isolirt, und von den Cantonen Bern und Waadt umgeben; ausserdem bot es noch die Eigenthümlichkeit, dass es zu weit abliegende oder vom Centrum ganz abgelöste Theile besass, die ihm von keinem Nutzen sein konnten.

Das Wallis, zwischen hohen Gebirgen eingeschlossen, die in später Jahreszeit fast nicht zu übersteigen sind, und vom Canton Waadt durch die Rhone getrennt, besass mit den Waldstätten keine andere Verbindung, als die über den hohen Furkapass, durch das Urserenthal über den St. Gotthard. Nach Süden hin grenzt es an Piemont und die Lombardei.

Die Gruppe der Waldstätte bildet eine compacte, vortheilhaft gelegene und nur auf der Westseite zugängliche Masse. Die Cantone Bern, Aargau, Zürich, Glarus, Graubünden und Tessin umschlossen sie fast vollständig und liessen ihr nur, wie oben gesagt, eine schmale Verbindung mit dem Wallis auf einem Gebirgspass.

Dies sind die Gegenden, die man bei der ersten Ausrüstung im Auge hatte, während man sich auf einen unvermeidlich scheinenden Kampf vorbereitete, und Ruhe und Ordnung in den treu gebliebenen Theilen der Eidgenossenschaft aufrecht erhielt. Die Truppen wurden demnach in folgender Weise vertheilt:

Das grosse Generalquartier war natürlicherweise in Bern, in der Nähe der obersten Landesbehörden. Es blieb daselbst bis zum Beginn der militärischen Operationen.

Die erste Division unter dem Befehl des Obersten Rilliet und anfänglich, wie die andern, drei Brigaden stark, versammelte sich im Canton Waadt zur eventuellen Besetzung von Yverdon, Lausanne und Vevey. Sie wurde später durch eine vierte Brigade vermehrt, deren specielle Aufgabe es war, die Ufer der Rhone und die Ausgänge aus dem Wallis von Villeneuve bis St. Maurice zu beobachten.

Die zweite Division, commandirt von Oberst Burckhardt, besetzte den Canton Bern von der Emme bis zur Freiburger Grenze.

Die dritte Division, Donatz, hatte ihre Cantonnements zwischen der Emme und der Wigger, indem sie den Zipfel umfasste, welcher die Grenze des Cantons Luzern nach Langenthal und Zofingen hin bildet.

Die vierte Division, unter Oberst Ziegler, versammelte sich zwischen der Wigger und der Reuss und besetzte jenen Theil des Cantons Aargau, der sich nach Zug hin ausdehnt und das Freienamt genannt wird.

Die fünfte Division, unter Oberst Gmür, stand zwischen der Reuss und dem Zürichsee, wie auf dem rechten Ufer der Limmat bis Winterthur und Uznach. Sie war numerisch die stärkste.

Die sechste Division, die nur aus zwei Brigaden bestand, hatte die eine in Graubünden und die andere im Tessin; es war die schwächste, doch brauchte es dort, wo die Verbindungen mit dem Centrum wenig zahlreich und sehr schwierig sind, keine grösseren Streitkräfte. Dieses gewissermassen detachirte Corps stand unter Oberst Luvini.

Ausser den sechs Divisionen, die jede in richtigem Verhältniss aus den verschiedenen Waffengattungen zusammengesetzt war, gab es noch drei Brigaden Reserve-Artillerie

unter dem Befehl des Obersten Denzler und kleine Garnisonen in den Städten Basel und Genf. Die Reserve-Artillerie, zu welcher sämmtliches grobe Geschütz, Kanonen und Haubitzen, gehörte, war über die Umgegend von Bern vertheilt.

Sämmtliche nicht zu einem Divisionsverbande gehörende Cavallerie wurde, wie die Artillerie, unter einem besonderen Commando als Reserve vereinigt; sie wurde in die Gegend von Solothurn, ein futterreiches Land, verlegt. Oberst von Linden führte den Oberbefehl über dieselbe.

Diese erste Truppenvertheilung war ohne Zweifel sehr ausgedehnt, zu ausgedehnt, wenn man nur die Ereignisse eines nahen Krieges hätte in Betracht ziehen müssen. Den Umständen nach war sie mehr eine politische als militärische, es handelte sich darum, die Armee möglichst schnell zusammen zu ziehen, und deshalb musste man die cantonalen Contingente in Plätzen sammeln, die von deren Heimathsorten nicht allzu sehr entfernt waren. Der Zweck der Ausrüstung ging nicht auf ein offensives Vorgehen, sondern war, wie schon gesagt, darauf gerichtet, die Ordnung im Volke aufrecht zu erhalten und sie, überall wo sie gestört würde, wieder herzustellen. Man konnte also nicht Landestheile entblössen, um andere zu verstärken. Anzeichen von Unzufriedenheit und Aufregung zeigten sich auf verschiedenen Seiten; man musste Alles beobachten, Alles im Zaume halten, überall bereit sein, um der Gefahr, deren Ausdehnung man nicht kannte, entgegenzutreten. Da im ersten Augenblick Alles unsicher und gefährdet war, so musste man auf allen Punkten sich fertig halten. So war natürlicherweise die Armee Anfangs fast über das ganze Gebiet der Schweiz vertheilt, und die Sonderbundsstaaten gewissermassen blokirt, indem sie alle ihre offenen Grenzen besetzt

sahen, und was an der militärischen Einschliessung noch fehlte, thaten die unzugänglichen Gebirge.

Die eben angegebenen Dispositionen waren nicht vollständig zur Ausführung gelangt. Die Corps hatten noch nicht alle die ihnen bezeichneten Plätze erreicht, als die Dinge schon einen ernsteren Charakter annahmen. Die Cantone Neuenburg und Appenzell Ausser-Rhoden hatten ihre Mitwirkung verweigert, und ein letzter Versöhnungsversuch, welchen die Tagsatzung gegenüber den Sonderbundscantonen gemacht, war ohne Resultat geblieben; die Gesandten dieser Cantone verliessen sogar die Tagsatzung. Dies war eine Kriegserklärung. Der General hatte diesen Augenblick nicht abgewartet, um seine Vorbereitungen zu treffen. In Gemeinschaft mit dem Oberkriegscommissär hatte er Alles verfügt, was für die Beschaffung des Proviants, der Transportmittel, der Ambulancen, der Wahl und Einrichtung der Spitäler nothwendig war. Alles Uebrige machte ihm keine Sorge, da er wohl wusste, dass das Material der Cantone, die Bewaffnung und Ausrüstung der Truppen wenig zu wünschen liess. Er hatte an die Divisionscommandanten der Armee ausführliche Instructionen über das gegebenen Falls einzuschlagende Verfahren, sei es gegen die Truppen des Sonderbundes, sei es gegen die Einwohner, erlassen, um so viel als möglich Alles zu vermeiden, was die Leiden des Krieges erschweren könnte. *) Er befahl ihnen, ihre Brigaden mit Werkzeugen und Materialien zum Uebergange über Gräben, Wegeinschnitte u. s. w. zu versehen, da ihm bekannt war, dass die Strassen überall unterbrochen und mit Verhauen bedeckt waren. Die in Bern, Zürich und Königsfelden vorhandenen Pontons

*) Siehe Beilage A.

wurden für voraussichtlich zu schlagende Brücken in Stand gesetzt, um zur leichteren Verbindung zwischen den eigenen Corps oder nach Umständen zur Offensive zu dienen.

Am 4. November decretirte die hohe eidgenössische Tagsatzung die Auflösung des Sonderbundes durch Waffengewalt. Vom 29. des vorigen Monats an hatte sie ausser den schon vorhin genannten Truppen dem Obergeneral sämmtliche kantonalen Reserven zur Verfügung gestellt, welche, in Brigaden organisirt, unter den Befehlen cantonaler Führer den Divisionen beigegeben wurden. Damit war die Armee fast verdoppelt, da ihr Effectivbestand auf nahe an 100,000 Mann gebracht wurde.*)

Von diesem Augenblicke an hatte der Obergeneral der eidgenössischen Truppen einen Operationsplan festzustellen und ihm zu folgen, ohne sich viel um untergeordnete Ereignisse zu kümmern, die auf der einen oder andern Seite auftreten mochten. Deshalb konnte ihn ein Vorstoss der Urnerischen Truppen gegen den St. Gotthard, der die Besetzung des Hospizes an der Tessiner Grenze zur Folge hatte, nicht weiter aufregen; deshalb blieb er taub gegenüber den dringenden Bitten einiger Bezirke, die sich bedroht glaubten und seinen militärischen Schutz anriefen. Der Degen war gezogen, es galt, nicht mehr zu zaudern, sondern vorwärts zu marschiren, ohne sich vom Hauptziel ablenken zu lassen; es galt, durch Zusammenziehung möglichst zahlreicher Streitkräfte und durch kräftiges Handeln schnell zum Ziele zu kommen. Dies war eines der Motive, welche die Besetzung des Cantons Neuenburg von Anfang an verhinderten, obgleich die feindselige Stellung, die derselbe eingenommen, seine Besetzung zu fordern schien. Es war

*) Siehe Beilage B.

gerathener, ihn in seiner Isolirtheit zu lassen und sich auf die Beobachtung dieses Cantons durch die Reserven von Bern und Waadt zu beschränken.

Die Sonderbundsarmee, obgleich numerisch geringer als die eidgenössische Armee, war indessen wegen ihrer centralen Stellung zu fürchten, die es ihr gestattete, mit starken Streitkräften gegen irgend einen Theil des sie einschliessenden Kreises vorzugehen. Glücklicherweise fehlte es dieser Armee an Einheit: der General Salis-Soglio, ihr Oberhaupt, hatte nur die Truppen der Waldstätte unter seinem directen Befehl; der General Maillardoz stand an der Spitze der Freiburgischen Truppen, und die Walliser wurden von General Kalbermatten befehligt. Es war schwer, dass diese drei, schon örtlich getrennten Führer, sich miteinander verständigten und ihre Operationen nach einem gemeinsamen Plane ausführten. Dazu kam, dass der Landsturm, wenn er den Bestand der Armee auch auf eine bedeutende Zahl brachte, für jede offensive Operation eine nutzlose Masse bildete und nur in der Defensive einigen Werth besass. Wenn man also einen kräftigen Widerstand von Seiten der Sonderbundstruppen auf ihrem eigenen Gebiete voraussehen durfte, so war doch eine ernstere Offensive ihrerseits wenig zu befürchten.

Diese Auffassung der Verhältnisse leitete den General bei Feststellung seines Angriffsplans. Er wandte sich zuerst gegen Freiburg und wurde dazu durch mehrere Gründe bewogen: 1) Er sah voraus, dass er diesen Canton wegen seiner Isolirtheit leichter als die andern bewältigen könne und dachte, dass ein erster Erfolg auch andere herbeiführen werde; 2) durch Besetzung Freiburgs befreite er das nahe gelegene Bern, wo die Tagsatzung versammelt war, von jeder Sorge um seine Sicherheit; 3) er verband den rechten

Flügel seiner Armee mit dem Centrum und ermöglichte so eine weitere Concentration; 4) mit dem gleichen Schlage lähmte er das Wallis, das seine Verbindungen mit den andern Sonderbundscantonen dann auf den engen Furkapass beschränkt sah; 5) endlich hob er durch die Einnahme Freiburgs die Besorgnisse auf, welche aus Symptomen der Unzufriedenheit in einigen Theilen der Schweiz entstanden waren, und machte jedem beunruhigenden Zweifel ein Ende.

Seine Absicht war, sich darauf gegen Luzern zu wenden und dann mit Macht das Wallis anzugreifen, um den Feldzug mit diesem Canton zu beenden. Dies war der Plan im Grossen und Ganzen. Es galt, ihn mit Klugheit und Nachdruck auszuführen.

Zweites Capitel.

Die Operationen gegen Freiburg.

Mit Milizen, die wenig an Entbehrungen gewöhnt waren, durfte Nichts vorgenommen werden, ohne dass ihre Verproviantirung und Besoldung vollständig gesichert war. Ueber letzteren Punkt erhielt der General von dem Finanzdirector der Eidgenossenschaft die beruhigendsten Mittheilungen. Was den andern, noch wichtigeren Punkt betrifft, so verschaffte er sich durch persönliche Kenntnissnahme die Ueberzeugung, dass es an Nichts fehlen werde. Er begnügte sich nicht mit den Commissariatsberichten über auswärts gemachte Ankäufe von Mehl und Hafer, sondern begab sich fast täglich mit dem Chef dieser Verwaltung in die Magazine und Kriegsbäckereien von Bern, um nach-

zusehen, wie es mit der Verproviantirung und besonders mit den fertigen Brodrationen stehe. Was um ihn her und unter seinen Augen vorging, gab ihm den Maassstab für das, was in den andern Ortschaften für die Versorgung der Truppen geschah. Dies und die Organisation der Spitäler nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die beiden Beamten, die an der Spitze dieser beiden Verwaltungszweige standen, gingen Hand in Hand mit dem Obergeneral und bekundeten den löblichsten Eifer, alles Nöthige in Voraussicht einer bedeutenden Truppenbewegung vorzubereiten.

Sowie der Bruch erklärt war, gab Oberst Ochsenbein, welcher den Vorsitz in der Tagsatzung geführt hatte, ein schönes Beispiel von Patriotismus: Er verliess den Präsidentenstuhl und stellte sich dem Obergeneral zur Verfügung. Er wurde an die Spitze der Berner Reserven gestellt, die eine neue Division der Armee unter Nummer VII bildeten und mit den activen Truppen in gleicher Linie standen. Diese aus vier Brigaden zusammengesetzte Division wurde Anfangs in den Bezirk Langnau, an die Grenze des Cantons Luzern verlegt, um die Bundesstadt gegen jede Unternehmung des Sonderbundes durch das Entlibuch zu decken. Sie diente also der dritten Division zur Unterstützung, die sich von Burgdorf bis Langenthal ausdehnte und bis dahin aus den cantonalen Reserven erst geringe Verstärkungen erhalten hatte. Sie näherte sich dann auch Thun und der westlichen Grenze des Cantons Bern, um Freiburg zu bedrohen.

Da der General nicht gleichzeitig auf mehreren von einander entfernten Punkten, sondern nach einander gegen Freiburg, Luzern und Wallis vorgehen wollte, so befahl er, während er seine Vorbereitungen zum Angriff gegen den

ersten dieser Cantone machte, dass man sich auf allen übrigen Punkten in der vollständigsten Defensive halte. Er konnte indessen seine Divisionen nicht in den Stellungen lassen, die sie ursprünglich hatten einnehmen müssen, als es sich nur darum handelte, das Land zu beobachten, um Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten. Diese Stellungen waren weit ausgedehnt und deshalb schwach. Es mussten jetzt andere Dispositionen getroffen werden, man musste auf eine grössere Concentration bedacht sein. Deshalb näherte der General die fünfte Division der vierten, indem er sie zwischen den Zürich-See und die Reuss verlegte, damit sich beide nöthigen Falls gegenseitig unterstützen könnten, und da er fand, dass eine einzige Verbindung unter diesen beiden Corps bei Bremgarten nicht hinreiche, so liess er eine Schiffbrücke zwischen Lunnern und Rickenbach, etwas oberhalb Muri, schlagen. Die beiden Divisionen Ziegler und Gmür besassen demnach zur Verbindung untereinander auf weniger als drei Stunden Entfernung zwei Brücken über die Reuss und ausserdem unterhalb Bremgarten und auf noch geringere Entfernung die Brücke bei Mellingen.

Er schrieb an seine Divisionäre und gab ihnen Instructionen über das von ihnen zu beobachtende Verhalten: „In Kurzem werden unsere Bewegungen gegen Freiburg beginnen. Seien Sie deshalb doppelt wachsam, denn der Sonderbund könnte irgend einen Handstreich ausserhalb seiner Grenzen versuchen. Halten Sie Ihre Kräfte möglichst zusammen, reichen Sie sich die Hände, unterstützen Sie sich gegenseitig; lassen Sie sich nicht von einander trennen. Wenn Sie einen Angriff zurückgewiesen haben, so nehmen Sie Ihre Stellungen wieder ein. Vermeiden Sie jedes ernsthafte Treffen, denn während der rechte Flügel der Armee offensiv vorgeht, muss der linke in der Defensive bleiben,“

u. s. w. Der Commandant der sechsten Division, welcher den Wunsch geäussert hatte, den St. Gotthard wieder zu nehmen, wird speciell angewiesen, sich auf Innehaltung der Position von Airolo am Fusse des Berges zu beschränken, um durch das Val Bedretto die Verbindung über die Furka zu bedrohen und das Ober-Wallis zu beunruhigen. „Eine Wiedereinnahme des St. Gotthard," wird ihm geschrieben, „könnte nur unter Mitwirkung Ihrer zweiten Brigade erzielt werden, und die zu diesem Zwecke zu combinirenden Bewegungen wären in der gegenwärtigen Jahreszeit gefährlich und schwer auszuführen. Verzichten Sie auf diesen Angriff, der keinen Zweck hätte und meine Pläne nur stören würde."

Endlich, um die Cantone Glarus und St. Gallen zu beruhigen, die einen Einbruch der Schwyzer befürchteten, musste Oberst Gmür, der seit dem letzten Decret der Tagsatzung eine numerisch sehr starke Division commandirte, einige Bataillone von seiner Reserve detachiren zur Bildung eines kleinen Beobachtungscorps hinter der Linth, zwischen dem Zürcher- und dem Wallenstadter-See. Das Gros seiner zahlreichen Division blieb deshalb nicht weniger auf dem rechten Reussufer concentrirt und bereit, im Nothfalle der Division Ziegler die Hand zu reichen.

Nachdem zur Abwehr gegen mögliche Eventualitäten diese Massregeln getroffen waren, richtete der General seine ganze Aufmerksamkeit auf die Operationen gegen Freiburg. Vor allen Dingen befahl er, den Bezirk Estavayer und andere Enclaven zu besetzen, um die Verbindung über Avenches herzustellen und die Truppenbewegungen zu erleichtern. (S. Blatt II.) Dies wurde ohne Widerstand von der Division Rilliet ausgeführt, die von nun an nähere Standquartiere einnahm, nämlich eine Brigade in Vevey, eine in Moudon, eine dritte in Payerne. Die vierte blieb an den Ufern der

Rhone zur Beobachtung des Wallis zurück und nahm an dem Angriff gegen Freiburg keinen Antheil.

Diese erste Operation machte zugleich Murten frei, und die Briefpost, welche einige Tage lang den Umweg über Neuenburg hatte nehmen müssen, konnte sich nun wieder der directen Strasse von Bern nach Lausanne bedienen.

Während die Verbindungen auf diesem Punkte wieder hergestellt wurden, waren sie auf allen, von der Armee besetzten und gewissermassen blokirten Grenzen streng untersagt. Von dieser Kriegsmassregel durfte keine Ausnahme gemacht werden und sie ward die Ursache, dass Herr von Bois-le-Comte, französischer Gesandter bei der Eidgenossenschaft, der für einen seiner Secretäre, den er nach Luzern schicken wollte, keinen Geleitschein hatte erlangen können, sich veranlasst sah, die Bundesstadt zu verlassen. Ein solcher Entschluss hätte ernste Folgen herbeiführen können, wenn die nun rasch eintretenden Ereignisse die Diplomatie am Einfädeln ihrer Intriguen nicht gehindert hätten.

Die zur Vertheidigung Freiburgs bestimmten Truppen zählten mit Inbegriff der zweiten Reserven zwölf- bis fünfzehntausend Mann; sie besassen erfahrene Führer und eine Artillerie von etwa vierzig Geschützen. Drei starke Redouten auf den wichtigsten Anhöhen deckten die Stadt auf dem linken Saane-Ufer. Zahlreiche Batterien vertheidigten die Zugänge auf der andern Seite, wo sich auch noch ungeheure Verhaue befanden, speciell bei Mariahilf auf der Strasse nach Bern. Der General hatte über alle diese Dinge nur unsichere und unvollständige Angaben, er musste ihnen indessen, um Nichts auf's Spiel zu setzen, grosse Bedeutung beilegen.

In Folgendem geben wir den Plan, für welchen er

sich entschied: Von Bern aus sollte ein Scheinangriff stattfinden, während der wirkliche Angriff von der entgegengesetzten Seite aus zu geschehen hatte, wo die Vertheidiger ihn am wenigsten erwarten durften und es leichter war, genügende Streitkräfte zusammenzuziehen. Zu diesem Zwecke sollte die zweite Division die Saane überschreiten, um sich mit der ersten Division zu vereinigen; die Artillerie-Reserve sollte das Gleiche thun. Eine hinreichende Verstärkung aus der dritten Division war dazu bestimmt, sowohl als Band zwischen den beiden ersten Divisionen, wie als Stütze für die Artillerie und als allgemeine Reserve für den Fall des Gefechtes zu dienen. Auf diese Weise sollten etwa 20,000 Mann mit 60 Geschützen auf derselben Seite gegen Freiburg zusammen auftreten. Dies schien nothwendig zur Sicherung der numerischen Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde und zur Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche aus den Befestigungen, Minen, Verhauen und Hindernissen aller Art entständen, die das Gerücht noch vermehrte.

Der Scheinangriff sollte der Division Ochsenbein Nr. VII anvertraut werden, die zu gleicher Zeit mit Bern in Verbindung bliebe. Diese Division sollte ihre Standquartiere bei Langnau verlassen, um sich der Saane zu nähern und die zweite Division zu ersetzen, sobald diese den Fluss überschritten und auf das linke Ufer gezogen wäre. Sie selbst sollte die Sense, welche die beiden Cantone scheidet, überschreiten und auf der Neueneggstrasse gegen Freiburg vorgehen, ohne sich auf ein ernsthaftes Gefecht einzulassen und dabei lebhafte Demonstrationen in der Richtung von Schwarzenburg und Alblingen machen. Das grösste Geheimniss sollte bewahrt werden, damit die Vertheidiger bis zum letzten Augenblick in Ungewissheit blieben.

Während der General diese Dispositionen feststellte und seine Befehle zu deren Ausführung erliess, erhielt er die Meldung, dass eine schlecht bewachte Compagnie Infanterie sich im Dorfe Klein-Dietwyl im Freienamt hatte überraschen lassen und von den Sonderbundstruppen war gefangen genommen worden. Da er darin nur ein vereinzeltes Factum sah, so beschränkte er sich auf Anempfehlung grösserer Wachsamkeit bei den Vorposten. Dies Missgeschick sollte übrigens zur guten Lehre dienen.

Bevor sie sich in Marsch setzten, mussten die Truppen sich auf vier Tage mit Lebensmitteln versehen, wovon die Hälfte im Tornister getragen und die andere Hälfte auf Wagen nachgeführt wurde. Sie erhielten ausführliche Instructionen, betreffs der auf dem Marsche und in den Quartieren zu ergreifenden Sicherheitsmassregeln. Die verschiedenen Colonnen hatten Plänkler vorauszuschicken und auf den Querwegen mit einander in Verbindung zu bleiben. Wenn eine derselben in der Vorhut angegriffen wurde, so sollte sie Halt machen, eine Position wählen und warten, bis die andern sie frei gemacht u. s. w.

Die Bewegung begann am 10. November und war am 13. vollendet; es gab keine weitern Hindernisse als die Verhaue, mit welchen die Strassen bedeckt waren, die man aber mittelst der den Brigaden zugetheilten Werkzeuge bald beseitigte. Diese Verhaue bestanden gewöhnlich aus Tannenstämmen, die man entweder in mehrere Stücke zersägen musste, wenn man sie nicht zu rollen vermochte, oder die durch Hebel und Winden aus dem Wege geschafft wurden.

Man erinnert sich, dass drei Brigaden der ersten Division in Vevey, Moudon und Payerne cantonnirten. Sie setzten sich jede um einen Tag später in Bewegung, so dass

ihre auf verschiedenen Strassen marschirenden Colonnen am 12. vor Freiburg zusammentrafen. Sie bivouakirten auf dem rechten Flügel auf der Höhe von Matran zwischen der Glane, welche bei diesem Dorfe vorbeifliesst, und Corminboeuf.

Die zweite Division hatte ihre Brigaden längs der Sense und der Saane von Neuenegg bis Aarberg cantonnirt. Die entfernteste brach am 11. auf, um über Murten zu marschiren, die beiden andern überschritten die Saane bei Güminen und Laupen, zwei Punkte, welche durch glänzende Waffenthaten berühmt sind. Sie vereinigten sich am 12. vor Freiburg, fast im Augenblick, wo die erste Division auf dem ihr bezeichneten Terrain eintraf. Sie nahmen Stellung auf den Hügeln, welche sich von Belfaux bis Pansier hinter der Sonnaz ausdehnen, einem kleinen Zufluss der Saane, eine Stunde unterhalb der Stadt.*)

Die siebente Division that pünktlich, was ihr vorgeschrieben war. Sie kam in dem Augenblick nach Neuenegg, wo die Division Burckhardt von hier abzog, um in einem Flankenmarsch Laupen zu erreichen, so dass die Vertheidiger von dieser Bewegung, welche während der Nacht vor sich ging und durch die Sense gedeckt war, keine Ahnung hatten.

Die Artillerie und zwei Reserve-Brigaden von der dritten Division kamen am 13. an und bivouakirten auf der Strasse nach Payerne vorwärts Grolley.

Das grosse Hauptquartier wurde an demselben Tage nach diesem Dorf verlegt.

So war denn die Stadt Freiburg zwischen der Glane und der Saane vollständig von einem Armeecorps mit zahlreicher

*) Siehe Blatt C.

Artillerie eingeschlossen. Unterstützt war dasselbe durch waadtländische Landwehrbataillone, welche, den vorwärts rückenden Colonnen nachmarschirend, die im Rücken liegenden Städte und Dörfer besetzten, um die Verbindungen zu sichern und die Einwohner in Zaum zu halten. Die Division Ochsenbein, welche in dem zwischen der Sense und Saane liegenden Theil vorrückte, zwang zu gleicher Zeit die Vertheidiger, ihre Kräfte zu theilen. Das Manöver, vermittelst dessen die Division Burckhardt bei verdecktem Marsch von dem rechten auf das linke Ufer der Saane übergegangen, war mit vollständigem Erfolge ausgeführt worden. Herr von Maillardoz, der von der Berner Seite aus einen Angriff erwartete, sah sich plötzlich von entgegengesetzter Seite her durch überlegene Kräfte bedroht und zu plötzlicher Veränderung seiner Dispositionen gezwungen. Dies war schon ein grosser Vortheil für die eidgenössischen Truppen.

Indessen hatte der General, während er alle Vorbereitungen zum Angriff traf, am 13. früh Morgens einen Parlamentär mit einer Aufforderung zur Uebergabe an die Freiburgischen Behörden geschickt, um sie zu bestimmen, auf einen Widerstand zu verzichten, der für die Stadt von verderblichen Folgen sein müsste.*) Der oberste Beamte antwortete darauf mit der Bitte um einen Waffenstillstand. Dieser wurde ihm bis um sieben Uhr des nächsten Morgens gewährt. Zu gleicher Zeit aber wurden die Vorbereitungen zur Schlacht getroffen, die in diesem Augenblicke durchaus nicht unwahrscheinlich schien. Die Befehle wurden allen Corps übermittelt: Schon seit dem Abend vorher im Besitz der nächsten Waldungen, sollten sie deren Saum nicht

---

*) S. d. Beilagen.

überschreiten, noch sich auf partielle Gefechte einlassen; es war ihnen vielmehr vorgeschrieben, das Signal zum Losbruch und zum Beginn des Gefechtes abzuwarten. Die Artillerie der Divisionen sollte um einige Batterien schweres Geschütz aus dem Reservepark verstärkt werden. Der Angriff sollte concentrisch auf den drei Strassen von Romont, Payerne und Murten stattfinden; die erste Division bildete den rechten Flügel, eine Brigade der zweiten Division den linken, der Rest dieser Division das Centrum, wo sich noch unter dem directen Befehl des Obergenerals die übrige Artillerie-Reserve und die von der dritten Division herbeigezogenen Ergänzungsbrigaden befanden. Alle diese Truppen sollten gleichzeitig handeln, im Zusammenhang mit einander bleiben, und soweit das mit Waldungen bedeckte und äusserst accidentirte Terrain es gestattete, sich Hülfe leisten. Indessen sollte der Hauptstoss vom rechten Flügel aus geschehen, um wo möglich über die befestigten Anhöhen hinaus vorzudringen, die Verbindung der äussern Werke mit der Stadt zu bedrohen und Alles, was sich auf dem linken Flügel an Vertheidigern befände, in den grossen Bogen, den der Fluss oberhalb Freiburg bildet, und in die Tiefen zu drängen, durch die er sich seinen Weg bahnt. Zu diesem Zwecke sollte die erste Division auf dem engen bewaldeten Raum längs der Strasse nach Romont in Colonnen vorgehen und die Vertheidigungslinie an diesem Punkte durchbrechen. Die drei bezeichneten Corps sollten beziehungsweise die Schanzen von Bertigny, Tory und Quinzet wegnehmen, welche die von ihnen zu benutzenden Strassen vertheidigten und die Zugänge zur Stadt bestrichen. In einem solchem Kampfe hatte wohl der Vertheidiger den Vortheil der Stellung und vollkommener Ortskenntniss; der Angreifer hingegen den der Beweglichkeit und einer stärkern,

zahlreichern und convergirenden Artillerie, deren verlorene Schüsse in die Stadt wie in einen Kugelfang einschlagen und dort Unordnung hervorrufen mussten.

Wir reden nicht von der numerischen Uebermacht, sie war ganz auf Seiten der Angreifer.

Die Vorposten der eidgenössischen Truppen besetzten rechts den Weiler und das Gehölz von Cormanon, links das Plateau von Grange Pacot, im Centrum den freien Raum vor Belfaux. Die Reserve stand diesseits Corminboeuf, das grosse Hauptquartier mit seiner Bedeckung in Grolley. Ueberall wurde bivouakirt, und obgleich das Wetter sehr trübe und zugleich regnerisch war, und die Nächte schon lang und kalt, so ertrugen die Truppen doch geduldig und ohne Klage alle Beschwerden.

Das Genie errichtete während der Nacht in der Nähe von Cormanon eine Brustwehr, um so den Angriff auf die Schanze bei Bertigny zu erleichtern, deren Wegnahme den Fall der beiden andern sicherte. Diese Brustwehr wurde auf einem kleinen Plateau zwischen dem Gehölz und Weiler Cormanon errichtet. Das war der einzige, einigermassen günstige Platz, der aufzufinden war; mit solcher Sachkenntniss waren die Punkte für die Vertheidigungswerke gewählt worden.

Am nächsten Morgen, den 14. November, bei Tagesanbruch, stieg der General mit seinem Stab zu Pferde, als man ihm die Ankunft zweier Abgeordneten der Freiburger Regierung meldete. Er begab sich zu ihnen nach Belfaux. Hier wurde über die Capitulationsbedingungen verhandelt und ein Abschluss derselben erzielt, während die eidgenössischen Truppen sich versammelten, ihre Positionen einnahmen und die schwere Artillerie durch das Dorf zog, um die Geschützstände einzunehmen, die ihr angewiesen waren.

Die Freiburgischen Abgeordneten blieben ohne Zweifel nicht gleichgültig beim Anblick dieser Bewegungen. Sie beeilten sich, die Capitulation zu unterzeichnen, die sie vor drohendem Unheil schützte, und kraft deren die äusseren Befestigungswerke den eidgenössischen Truppen noch am Vormittag, die Stadt ihnen am Nachmittag übergeben werden musste.*) Diese Capitulation enthielt durchaus nichts Demüthigendes für die Vertheidiger, die nur der Uebermacht wichen.

Sobald die Uebergabe Freiburgs bekannt war, stellten die verschiedenen Corps ihre Bewegungen ein, und die Landleute, die sich aus ihren Dörfern in die Wälder geflüchtet hatten, begannen wiederum sich zu zeigen. Man bemühte sich, ihnen Vertrauen einzuflössen, indem man sich jeder üblen Behandlung gegen sie enthielt. Die Civilbehörde hatte den Vertrag allein abgeschlossen, der General Maillardoz war ihm vollständig fremd geblieben, und mit Unrecht hat man ihm daraus einen Vorwurf gemacht; ja man ist noch weiter gegangen und hat sogar behauptet, dass er sich habe erkaufen lassen. Der Gedanke an einen solchen Handel ist dem militärischen Führer der Eidgenossenschaft nie in den Sinn gekommen. Er hätte sich geschämt, zu einem solchen Mittel zu greifen und hatte auch eine zu gute Meinung von einem ehemaligen Cameraden, um es an ihm zu versuchen.

Die siebente Division, welche plangemäss die Sense bei Laupen und Neuenegg überschritten hatte, auf den beiden Strassen bis Düdingen und Lustdorf vormarschirt war und Freiburg von der Ostseite her bedrohte, erhielt durch eine Staffette die Nachricht von der Capitulation und den Befehl zum Rückmarsch in ihre früheren Stand-

---

*) Siehe Beilage D.

quartiere auf Berner Gebiet. Dies kam sofort zur Ausführung, trotz des lebhaften Wunsches der Soldaten, in die Stadt einzuziehen, deren Thürme sie von Weitem erblicken konnten: ein Beispiel von Disciplin, das in diesem Feldzuge nicht vereinzelt blieb.

Die Capitulation von Freiburg war ein Donnerschlag für den Sonderbund. Sie verursachte eine grosse Freude in der übrigen Schweiz und setzte Europa in Erstaunen. Man hatte Seitens der Vertheidiger mehr Widerstand, mehr Energie erwartet. Doch was konnten sie im Angesichte der gegen sie zusammengezogenen Uebermacht thun? Sie mussten der Nothwendigkeit nachgeben und in ihrer Unterwerfung lag nichts Entehrendes für sie.

Von diesem Augenblicke an ging auch Alles leichter. Die Trägheit, ja der böse Wille, dem man hier und da begegnet war, verschwand; jetzt war nirgends mehr ein Zaudern zu bemerken, Jedermann nahm Theil an der Erfüllung der von der Tagsatzung der eidgenössischen Armee übertragenen Aufgabe. Von allen Seiten kamen Dienstanerbietungen fremder Officiere, doch wurden sie nicht angenommen, damit die Armee den nationalen Charakter behielte, den sie von Anfang an besessen und der ein Element ihrer Vortrefflichkeit ausmachte.

Dieses erste und wichtige Resultat hätte die Eidgenossenschaft nicht einen Mann gekostet, ohne einen bedauerlichen Zwischenfall, von dem wir ein Wort sagen müssen. Die in den Gehölzen von Cormanon und Chaudolan aufgestellten Vorposten der ersten Division hatten von dem am 13. Nachmittags abgeschlossenen Waffenstillstand noch keine Nachricht erhalten; sie waren über den Waldsaum vorgedrungen und der Schanze bei Bertigny so nahe gekommen, dass ein Zusammenstoss unvermeidlich wurde. In der That

fand dieser statt: einige Gewehrschüsse in den Nebel hinein liessen an einen Angriff glauben. Das Geschütz auf der Schanze feuerte, die eidgenössischen Schützen antworteten, und sämmtliche Tirailleurs drangen muthig aus den Gehölzen bis an die Gräben vor, die wegen ihrer zu grossen Tiefe nicht überschritten werden konnten. Diese Tirailleurs mussten sich nach einem Verlust von 7 Todten und 50 Verwundeten zurückziehen. Die Nacht beendete glücklicherweise ein Gefecht, welches nicht nur unnütz, sondern auch sehr bedauernswerth war, weil es während des Waffenstillstandes stattgefunden hatte, und zu der Meinung Veranlassung geben konnte, als wäre auf Seiten der Eidgenossen Treulosigkeit im Spiel gewesen. Es war nur ein Missverständniss; doch war der General davon peinlich ergriffen. Dieser Fall stand übrigens nicht allein da, denn andererseits setzten an demselben Abend Freiburgische Landstürmer zwei Mal das Hauptquartier in Alarm: in den Wäldern verborgen, hatten sie von dem abgeschlossenen Waffenstillstand noch keine Nachricht erhalten können.

Die Meldung, dass General Salis während des 12. mehrere Angriffe gegen das Freienamt unternommen hatte, gelangte Nachts in das Bivouac von Grolley. Diese Angriffe waren freilich zurückgeschlagen worden, aber sie konnten sich erneuern und ernster ausfallen; jedenfalls waren die Bevölkerungen des Aargaus darüber in Besorgniss. Man musste sich also beeilen, um dem Uebel zuvorzukommen und so schnell als möglich eine Concentration zu Stande bringen. In Folge dessen liess der General am Tage der Capitulation von Freiburg und ohne in diese Stadt einzuziehen die Brigaden, welche aus der dritten Division herangezogen waren, den Rückmarsch antreten. Dasselbe geschah, wie schon gesagt worden, mit den Truppen,

welche jenseits der Saane standen. Die zweite Division und Reserve-Artillerie mussten am folgenden Morgen aufbrechen und, nachdem sie einfach durch Freiburg durchgezogen, auf der directen Strasse nach Bern abmarschiren. Eine Proclamation erklärte den Truppen die Nothwendigkeit dieses überraschend schnellen Aufbruchs.*)

Die um den Canton Luzern herum stationirten Corpscommandanten erhielten Meldung von dem in Freiburg Vorgefallenen und von der begonnenen Bewegung der frei gewordenen Truppen. Die dritte Division erhielt Befehl, der zweiten Platz zu machen und sich der vierten eng anzuschliessen, um diese möglichst zu unterstützen; die von ihr detachirten Brigaden stiessen wieder zu ihr. Der General in Person folgte seinen Reservetruppen, blieb einen Tag in Bern, ordnete daselbst mehrere Geschäfte und verlegte sein Hauptquartier nach Aarau, um die nun nöthig gewordenen Operationen aus unmittelbarer Nähe zu leiten. Vor seinem Aufbruch von Belfaux hatte er indessen den Obersten Rilliet mit der militärischen Besetzung des Cantons Freiburg beauftragt, während er zugleich fortfuhr, die Streitkräfte des Wallis durch eine sorgfältige Bewachung der Débouchés in Schach zu halten. Oberst Rilliet verfügte zu diesem Zwecke über vier active Brigaden und in reguläre Bataillone formirte waadtländische Reserven, die von erfahrenen Officieren befehligt wurden.

---

*) Siehe Beilage F.

Drittes Capitel.

Die Operationen gegen Luzern.

Der General der Eidgenossenschaft war seit dem 16. November in Aarau. Er beschäftigte sich sofort mit den Vorbereitungen zu der zweiten Expedition. Doch bevor wir auf diese eingehen, ein Wort über das, was sich während seiner Abwesenheit im Freienamt und den angrenzenden Gebieten an dem Tage zugetragen, wo der rechte Flügel der Armee vor den Mauern Freiburgs eintraf.

An jenem Tage marschirte General Salis, welcher ohne Zweifel eine Diversion zu Gunsten des bedrohten Cantons ausführen und die Stimmung seiner Truppen durch einen Offensivstoss heben wollte, gegen den katholischen District des Aargaus, der zu jener Zeit in seiner Haltung zu schwanken schien und den man durch einen Erfolg möglicherweise zu einer Erhebung verleiten konnte; hatte man doch einige Tage vorher eine Compagnie Freiwillige aus jenem Bezirk mit Waffen und Gepäck zum Sonderbund übergehen sehen. Uebrigens war der Angriff gegen das Freienamt, die Spitze des aargauischen Gebietes, leicht und für die Angreifer fast gefahrlos. Der Sonderbunds-General war also entschlossen, sich desselben zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke formirte er vier Abtheilungen, deren eine gegen Cappel, an der Grenze der Cantone Zürich und Zug marschirte; die zweite, auf dem linken Ufer der Reuss, zog gegen Merenschwand und die Schiffbrücke bei Lunnern; die dritte über Hitzkirch und Geltwyl gegen Muri mit Ueberschreitung des Lindenbergs, die vierte von Münster gegen Menzikon (s. Bl. III).

Die erste Abtheilung wagte sich nicht weit vor; sie war wahrscheinlich nur zu einem Scheinangriff auf der anderen Seite der Reuss bestimmt. Die von Münster ausgezogene Abtheilung beschränkte sich darauf, Menzikon in Schrecken zu setzen und ein Haus anzuzünden; sie zog sich sofort vor den von Reinach ankommenden Truppen zurück. Von den beiden anderen war die Abtheilung rechts die bedeutendere, sie wurde von General Salis in Person geführt, während die zur Linken den Chef des Generalstabs, Oberst Elgger, an ihrer Spitze hatte.

Diese beiden Abtheilungen, welche die Centrums-Colonnen bildeten, sollten in Muri zusammenstossen. Dichter Nebel begünstigte ihren Marsch, und die linke Colonne, welche sich in Aesch und Hitzkirch versammelt hatte, überschritt den Lindenberg und stieg unbemerkt nach Geltwyl hinab. Es wurde indessen Lärm geschlagen, als sie in der Nähe des Dorfes erschien; die eidgenössischen Truppen hielten sich wacker, und derselbe Nebel, welcher den Ueberfall möglich gemacht, hinderte den Feind, sich von der geringen Anzahl der gegnerischen Truppen zu überzeugen, und war Ursache, dass die Abtheilung des Obersten Elgger, in der Befürchtung, es vor der Verbindung mit der anderen Colonne mit zu starken Kräften zu thun zu haben, nicht weiter voran ging. Ihre Artillerie, die noch nicht über den Berg gekommen war, kehrte nach Hitzkirch zurück, und die ganze Abtheilung folgte ihr alsbald nach, nachdem sie einige Mann und einige Pferde auf dem Schlachtfelde gelassen hatte.

Die Colonne des Generals Salis marschirte ohne Widerstand und unbemerkt von Gislikon nach Merenschwand. Von dort zog sie, nachdem sie sich getrennt, theilweise gegen Muri, theilweise gegen die Brücke bei Lunnern. Sie

fand die Brücke von einer Batterie, drei Compagnien Schützen und einer Compagnie Pontonniers besetzt, welche sich bei Annäherung der Colonne auf die andere Seite des Flusses zurückgezogen und dort in Schlachtordnung aufgestellt hatten. Den Pontonniers gelang es, die Brücke durch eine halbe Wendung zurück zu ziehen, und die Kanonade begann nun von einem Ufer zum andern. Da das Gefecht jetzt ohne Zweck war, so schwenkten die Angreifer auf Merenschwand ab und stiessen auf diejenigen der Ihrigen, welche auf ihrem Marsch gegen Muri daselbst heiss empfangen und zum Rückzuge gezwungen worden waren. Diese doppelte Schlappe und zugleich die Ungewissheit über das Schicksal der anderen Colonne veranlasste den General Salis zur Rückkehr nach Luzern.

Dies war jene Diversion, welche freilich einige Cantonnements in Aufregung versetzte, aber bei Weitem nicht das erwartete Resultat herbeiführte. Wenn der Sonderbunds-General, statt seine Kräfte zu theilen, alle seine Abtheilungen zu einem Marsch gegen Muri zusammengenommen hätte, so wäre es ihm ohne Zweifel gelungen, sich dieses wichtigen Postens zu bemächtigen, und er hätte den Aargau in Schrecken versetzt. Zu einer ernsten Offensive genügte dies indessen nicht, denn die Streitkräfte, welche die vierte und fünfte Division, die an der Reuss standen, hinter Bremgarten zusammenzuziehen vermochten, waren zu bedeutend, als dass es möglich gewesen wäre, der eidgenössischen Armee durch eine solche Operation einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Wie dem nun auch sei, die Truppen zogen in ihre Positionen zurück und thaten auf dieser Seite nichts mehr.

Drei Tage nachher war die Brücke etwas weiter unten an einer passenderen Stelle, vor dem Dorfe Ottenbach, ge-

schlagen. Man deckte sie auf dem linken Ufer mit einigen Befestigungsarbeiten und blieb so in Erwartung der Ereignisse, die sich vorbereiteten.

In Ausführung der von Belfaux abgegangenen Befehle hatten sich die zweite, dritte und siebente Division dem Canton Luzern genähert. Die erstere hatte ihr Hauptquartier in Langenthal, die zweite in Zofingen, die dritte in Langnau. Auf diese Weise war der Theil des luzernischen Gebietes, welcher in die Cantone Bern und Aargau hineinreicht, von allen Seiten umschlossen, und eine Offensiv-Bewegung des Sonderbundes nach jener Seite hin von nun an fast unmöglich. Ausführbar war nur noch eine einzige Bewegung für ihn, nämlich: seine Truppen zu sammeln und sich unversehens auf die Division zu stürzen, die das rechte Ufer der Reuss besetzt hielt und den äussersten Flügel der Einschliessungslinie bildete. Vielleicht wäre sie geschlagen worden, ehe die Nachbardivision den Fluss überschritten und ihr zu Hülfe gekommen. Doch wenn ein solcher Entschluss wohl die Sonderbundswaffen mit Glück belohnt und momentan den General der Eidgenossenschaft in Verlegenheit gebracht hätte, so ist es zweifelhaft, ob dadurch das Endresultat ein anderes geworden wäre. Dazu war es schon zu spät.

Die Vertheidigungsarmee bestand aus zwei Divisionen, welche mit Inbegriff der organisirten Reserven zusammen neunzehn- bis zwanzigtausend Mann stark waren. Unterstützt wurde sie durch den Landsturm, dessen Effectivbestand, so weit man darüber sich Auskunft verschaffen konnte, ungefähr von derselben Stärke, doch eher grösser als geringer war. Dies machte eine Gesammtstärke von etwa 40,000 Mann aus, die wenig homogen, zum Theil schlecht bewaffnet, und über eine grosse Landstrecke aus-

gedehnt war, von der March im Canton Schwyz bis in's Entlibuch, und vom St. Gotthard bis Sursee. Diese Zahl schreckte die eidgenössische Armee durchaus nicht. Für sie kamen nur die regulären Bataillone in Rechnung, deren Tapferkeit und Patriotismus von unbestrittenem Rufe war.

Die Strassen waren an verschiedenen Stellen zerstört, mehrere Brücken, unter anderen die schöne Brücke bei Sins, auf der Strasse von Muri nach Zug, war abgebrochen, alle Uebergänge waren durch starke Verhaue gesperrt; zahlreiche Flatterminen und andere Minen waren in den Hohlwegen gelegt worden, besonders stark vertheidigt waren die Gislikonbrücke und die Emmenbrücke, welche die Verbindung mit den äussern Cantonstheilen sichern; stark besetzt waren auch die Höhen von Meyerskappel, von Littau u. s. w.; ein System von Lärmsignalen war auf den Bergen eingerichtet, um die Bürger zu den Waffen zu rufen, und die Sammlung derselben zu beschleunigen. Ausserdem stand eine zahlreiche Artillerie und eines der ersten Zeughäuser der Schweiz der Vertheidigung zu Gebote, die übrigens durch den Lauf der Reuss und der Emme gedeckt war. Ihre Hauptmacht stand hinter diesen beiden Flüssen, hier nahm sie gute Positionen ein; sie hier anzugreifen, war durchaus keine leichte Aufgabe, doch musste es dazu kommen, um eine Krisis abzuschliessen, die beiden Parteien gleich verderblich war.

Der General fasste seinen Plan mit Berücksichtigung der massgebenden Verhältnisse, der Topographie des Landes, der Truppen, über die er verfügen konnte und der von den Vertheidigern eingenommenen Stellungen. Er beschloss, die fünf Divisionen, die er um den Canton Luzern herum gesammelt hatte, concentrisch marschiren zu lassen und zwar die Thäler entlang, die sich vor ihnen öffneten. Der

Hauptangriff sollte jedoch zwischen der Reuss und dem Zuger-See stattfinden, um Schwyz von Luzern zu trennen. Dies hiess gewissermassen den Stier bei den Hörnern packen, weil das an diesem Orte sehr enge, waldige und hügelige Terrain der Vertheidigung grosse Vortheile darbot, und dazu stark besetzt und dem Centrum des Widerstandes sehr nahe war. An dieser Stelle aber war ein Erfolg entscheidend, während er es sonst nirgends war. Diese Erwägung gab den Ausschlag, und der Angriffsplan wurde nun in folgender Weise festgestellt: Zwei Divisionen, die vierte und die fünfte, sollten hauptsächlich zum Angriff verwandt werden, während die Artillerie-Reserve gegen den Brückenkopf bei Gislikon, der die directe Strasse von Muri nach Luzern sperrte, ihre Batterien vereinigen sollte. Schiffbrücken waren über die Reuss zu schlagen, um neue Verbindungen zwischen den beiden Divisionen herzustellen, und um der diesseits des Flusses stehenden vierten Division zu gestatten, so viel Truppen als nöthig zur Unterstützung der fünften, und zum Zweck der Wegnahme der Position bei Honau, beim Eintritt in das Défilé zwischen der Reuss und dem Rotherberg, auf das rechte Ufer zu werfen. Die fünfte Division, von Cham aufbrechend, sollte gegen Risch und Meyerskappel sich wenden, auf der anderen Seite des Berges, wo der Zuger-See den Raum verengt und ein anderes Défilé bildet.

Die Division Nr. III sollte über Sursee, Münster und das Thal von Hitzkirch gegen Innwyl marschiren und dort den Fluss vermittelst einer mitgeführten Bockbrücke zu überschreiten suchen. Sie sollte so die Verbindungen der Truppen bedrohen, die Honau und Gislikon vertheidigten. Von Münster aus sollte diese Division eine ihrer Brigaden mit Artillerie über Hildisrieden und Rothenburg gegen die

Emmenbrücke abschicken, um sich mit der zweiten Division zu verbinden und beim Angriff auf diese Brücke mitzuwirken, die nur dreiviertel Stunden von Luzern entfernt ist. Die zwei andern Brigaden dieser Division sollten, nachdem sie Innwyl erreicht, links abschwenken, wenn der Uebergang über die Reuss zu viel Schwierigkeiten machte, und sich mit den gegen Gislikon marschirenden Truppen vereinigen. Das heisst: die dritte Division hatte die specielle Aufgabe, die beiden Angriffe auf die Brücke bei Gislikon und die Emmenbrücke, sei es direct, sei es durch einen Flussübergang zwischen diesen beiden Punkten, zu unterstützen.

Die zweite Division, welche von Langenthal aufbrach, sollte über Willisau gegen Russwyl und die Emmenbrücke marschiren, wo sie alle Demonstrationen eines ernsten Angriffs zu machen hatte, um die Aufmerksamkeit der in der Umgegend von Luzern stehenden Truppen auf sich zu ziehen und sie an einem Marsch gegen Gislikon zu verhindern. Dieser Angriff sollte jedoch nur ernsthaft ausgeführt werden, wenn auf der linken entschiedene Erfolge erreicht wären, oder die Vertheidiger in ihrem Widerstande nachliessen.

Endlich sollte die siebente Division, welche die äusserste Rechte bildete und um so viel Truppen verringert war, als zur Bewachung der Pässe, die in's Oberwallis führen, nöthig waren, durch das Entlibuch oder das Thal der Emme vordringen, sich indessen nur mit Vorsicht auf ein Gefecht einlassen, bis sie den Truppen, die über Russwyl kamen, die Hand reichen konnte. Diese Vorsicht war um so nöthiger, als diese Colonne, welche von den andern durch den Fluss getrennt war, auf die Truppen stossen musste, welche die Vertheidiger hier in grosser Anzahl versammelt hatten. Ihre Isolirung sollte erst nach

vollzogener Verbindung mit der zweiten Division über Wohlhausen aufhören.

Die andern Colonnen hingegen, die durch den äussern Theil des Cantons marschirten, hatten voraussichtlich nur schwache Beobachtungscorps zu vertreiben, weil dieser ganze Theil vor der eigentlichen Vertheidigungslinie liegt, welche von der Emme und der Reuss gebildet wird. Sie konnten also ohne Zaudern bis zu diesen Flüssen vorrücken.

Diess war der Plan, er erlitt nur leichte Modificationen in der Ausführung: der Hauptangriff fand auf dem linken Flügel statt; der rechte Flügel sollte sich, wenn er auf zu viel Widerstand stiess, auf blosse Demonstrationen beschränken oder im anderen Falle vorangehen und die Uebergänge erzwingen. Die Centrums-Colonne war das Bindeglied für diese beiden Angriffe und diente dem einen und dem andern als Stütze.

Man hat diesem Plan vorgeworfen, er sei zu ausgedehnt gewesen und habe die eidgenössische Armee in einem Zustande der Schwäche gelassen, die der Sonderbund hätte benutzen können, um durch eine schnelle und kräftige Concentration den Kreis zu durchbrechen, der um ihn her gezogen war. Die Conformation des Terrains gestattete indessen nicht, mehr Truppen auf einem Fleck zu versammeln, und wenn dies auch nicht der Fall gewesen, so wären die momentan entblössten Landestheile in eine Unruhe versetzt worden, die unter den gegebenen Umständen sorgfältig zu vermeiden war. Uebrigens konnten die verschiedenen Colonnen auf Querwegen mit einander in Verbindung treten, und sie waren stark genug, um selbst vereinzelt die Thäler, in denen sie marschirten, gegen jeden unversehenen Angriff zu vertheidigen. Der Fluss, welcher die Vertheidiger deckte und ihre Hauptstärke ausmachte, hinderte dieselben endlich

wo anders als über die Emmenbrücke und die Brücke bei Gislikon zu debouchiren, gegen welche nun starke Colonnen und eine zahlreiche Artillerie ihre Richtung nahmen. Die Regel war also durchaus nicht verletzt.

Nachdem der eben angegebene Plan nun einmal festgesetzt war, ergriff der General die nöthigen Maassregeln für die beste Ausführung desselben. Wie vor Freiburg verstärkte er die Artillerie der zur Action bestimmten Divisionen, versah die Brigaden mit Geräth und Transportmitteln und liess auf einige Tage Lebensmittel mitführen. Er ertheilte genaue Verhaltungsbefehle für die Märsche, sowohl was den Sicherheitsdienst betrifft als die zu vermeidenden Conflicte mit den Einwohnern. Er liess jedem Divisionär ausführliche Befehle zugehen über den Zweck der Operation, die Bewegungen der respectiven Colonnen, die Unterstützung, die sie im Nothfalle den Nachbarcolonnen zu leisten hätten, die Nothwendigkeit mit diesen in Verbindung zu bleiben u. s. w. Was jedoch seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm, war die Sorge für den Unterhalt der Truppen. Er schrieb an den Ober-Kriegscommissär am 21. November: „Wir wollen einen kräftigen Stoss wagen, um wo möglich mit dem Sonderbund fertig zu werden. Es werden grosse Schwierigkeiten in der Verproviantirung der Armee zu überwinden sein, die sich mehr und mehr concentriren wird. Thun Sie also Alles, was Menschen möglich, um diese Schwierigkeiten zu bemeistern. Vermehren Sie die Proviant-Colonnen, senden Sie eher zu viel als dass Sie die Truppen Mangel leiden liessen. Eine solche Ausgabe ist leicht wieder eingebracht. In Momenten wie der gegenwärtige darf man nicht sparen und durch Subsistenzfragen in seinen freien Entschliessungen gehindert sein. Bieten Sie alle Ihre Kräfte auf, Sie und Ihre Untergebenen.“

Der General liess es bei den schriftlichen Anweisungen und Befehlen, die er den Divisionscommandanten ertheilt hatte, nicht bewenden; er berief sie vielmehr noch zu einer persönlichen Zusammenkunft, um ihnen mündlich seine Absichten anseinander zu setzen, sich mit ihnen über die Mittel der Ausführung zu verständigen und so viel als möglich falschen Bewegungen und Missverständnissen vorzubeugen. Die erste Zusammenkunft fand in Bremgarten statt, wohin sich die Obersten Ziegler und Gmür begeben hatten, die den Hauptangriff auszuführen hatten. Man verständigte sich über Alles, was den Gesammtmarsch betraf, während man den Corpsführern für die Einzelbewegungen, die von gegebenen Verhältnissen auf dem Schlachtfelde abhingen, volle Freiheit liess. Es wurde ihnen nur anempfohlen, mit einander in Verbindung zu bleiben, sich während des Gefechts gegenseitig beizustehen und stets die Gewinnung der Höhen im Auge zu haben.

Während dieser Conferenz kam die Meldung, dass am 17. eine starke Colonne den St. Gotthard hinabgezogen und die Truppen, welche Airolo besetzt hatten, überrumpelt und in die Flucht geschlagen habe. Letztere hatten den Posten aufgeben und sich eiligst nach Bellinzona zurückziehen müssen. Der Divisionscommandant, der schon seine bisher in Graubünden cantonnirte zweite Brigade zu sich gerufen, forderte schnelle Hülfe. Es standen aber nur zwei in Utznach stationirte Bataillone zur Verfügung. Der General bildete eine kleine Brigade aus denselben, die sich sofort über Chur und durch das Val Misocco nach Bellinzona in Marsch setzte. Sonst war er über dies Ereigniss, das ausserhalb des Kriegstheaters stattfand, wo die entscheidenden Schläge fallen sollten, wenig beunruhigt; er sah selbst nicht ohne Befriedigung, dass die Vertheidiger sich um

eine starke Abtheilung in dem Augenblick schwächten, wo sie ihre Gesammtkräfte auf dem Hauptpunkt hätten einsetzen sollen. Vom Tessin aus hatten sie nichts zu befürchten, wo die eidgenössischen Truppen zu gering an Zahl und deshalb ausschliesslich auf Behauptung ihrer Positionen angewiesen waren. Was beabsichtigten sie also mit jenem unzeitigen Vorstoss? Wollten sie das Liviner Thal unterwerfen oder es zu sich hinüberziehen? Das gelang ihnen nicht, obgleich das ganze Land katholisch ist und sie als Glaubensstützen auftraten. Hofften sie mit der Lombardei, von deren Seite her sie Hülfe erwarteten, in Verbindung zu treten? Sie konnten es nicht mehr, sie waren von einer viel zu dringenden Gefahr bedroht, sie waren tödtlich getroffen, ehe sie nur die Grenze zu erreichen vermochten. Der General sah dies Alles ein, aber er begriff zugleich, dass man die moralische Wirkung aufheben müsse, die eine Invasion des Cantons Tessin durch den Sonderbund bei einem Theil der Bevölkerung hervorrufen konnte. Diese Erwägung bestätigte ihn nur in seinem Entschluss, die Operation zu beeilen. Es war dies das beste Mittel, jener unglücklichen Division zu Hülfe zu kommen, die ihre beiden ersten Brigaden noch nicht vereinigt hatte, während die dritte in Utznach improvisirte Brigade erst in einigen Tagen anlangen konnte.

Am folgenden Tage, den 20., begab sich der General nach der Kreuzstrasse bei Aarburg, wohin die Commandanten der zweiten und dritten Division berufen waren, mit denen er dieselben Auseinandersetzungen hatte und denen er dieselben allgemeinen Directionen wie den Herren Ziegler und Gmür gab und wobei er nachdrücklich auf die Natur ihrer Operationen hinwies, die nur secundärer Ordnung waren und von den Vorgängen auf dem linken Flügel abhingen.

Der Commandant der vierten Division benutzte diesen Tag, um eine starke Recognoscirung bis Klein-Dietwyl und fast im Angesicht des Brückenkopfs von Gislikon auszuführen. Er nahm seinen Stab dazu mit. Sein Zweck war, während nebenher die Abhänge des Lindenbergs von Landstürmern gesäubert wurden, das Terrain zu studiren, auf dem er zu operiren hatte, sich über den Zustand der Wege, sowie über die für die Schiffbrücken bezeichneten Punkte Gewissheit zu verschaffen, welche die Verbindung zwischen den auf beiden Ufern der Reuss operirenden Brigaden herstellen sollten.

Am 21. November kamen zwei Abgeordnete des Cantons Zug mit Vorschlägen ihrer Regierung in Aarau an; sie verhandelten über eine Capitulation und unterzeichneten eine der freiburgischen ähnliche Uebereinkunft mit einigen Zusätzen bezüglich der Wiederherstellung der Brücken, welche zu Vertheidigungszwecken abgebrochen worden waren. Dieser Canton trennte sich demnach vom Sonderbund, ehe er noch durch die Kriegsereignisse dazu gezwungen war. Die eidgenössischen Truppen rückten unmittelbar darauf ein, was die Bewegungen der fünften Division um so mehr erleichterte. Sonst hätte sie vor ihrem Marsch auf Luzern sich der Ortschaften Zug und Cham bemächtigen und hinter der Lorze Beobachtungstruppen zurücklassen müssen, die nun nützlicher beim Hauptangriff zur Verwendung kamen. Dies war demnach ein glückliches Ereigniss und von guter Vorbedeutung für das, was sich vorbereitete.

Die Armee sollte am nächsten Tage aufbrechen. Folgende Proclamation wurde an dieselbe gerichtet:

„Eidgenössische Soldaten!

„Ihr werdet im Canton Luzern einziehen. Wenn Ihr die Grenzen überschritten, vergesset euren Groll und trachtet

nur danach, die Pflichten zu erfüllen, die das Vaterland uns auferlegt. Marschirt gegen den Feind, kämpfet tapfer, vertheidiget eure Fahnen bis zum letzten Blutstropfen. Doch sobald der Sieg euer ist, lasst alle feindlichen Gedanken fallen. Benehmt euch als edeldenkende Krieger, schonet die Besiegten; dies ist die schönste Zier des wahren Muths.

„Thut bei jeder Gelegenheit, was ich euch so oft anempfohlen: achtet die Kirchen und alle dem Gottesdienst geweihten Gebäude. Beleidigungen gegen die Religion würden eure Fahnen schänden.

„Alle wehrlosen Personen seien eurem Schutze empfohlen; erlaubet nicht, dass man sie misshandle oder beschimpfe. Richtet ohne Noth keinen Schaden an, duldet keine Vergeudung öffentlichen oder Privat-Vermögens; mit einem Worte, macht euch des Namens würdig, den ihr führt."

Man verfehlte auch nicht, dem Einmarsch der Truppen in den Canton Luzern eine Kundgebung an die Einwohner zu deren Beruhigung voraus zu senden und sie zur Unterwerfung unter die Beschlüsse der Tagsatzung aufzufordern. Es sollten alle friedlichen Mittel vor Anwendung der Waffengewalt erschöpft werden.

Am festgesetzten Tage wurde das Hauptquartier nach Muri verlegt. Es war während der Nacht Schnee gefallen, aber er blieb nicht liegen, nur wurden die Wege sehr schlecht und die Bivouacs noch schwieriger. Die Soldaten klagten jedoch nicht, sie verloren sogar eine gewisse Heiterkeit nicht; Jedermann war vom besten Vertrauen beseelt.

Die zweite, dritte und siebente Division marschirten am ersten Tage allein, weil sie entfernter standen. Am Abend waren sie in Linie mit den beiden anderen Divisionen,

indem sie nämlich Willisau, Sursee, Münster und Hitzkirch besetzten. Der Kreis, welcher die Vertheidiger Luzerns einschloss, hatte sich schon bedeutend verengert, und der Vergleich mit der Boa constrictor, den ein Militärschriftsteller gemacht, ist durchaus nicht unrichtig.

Am 23. verliessen sämmtliche Truppen am frühen Morgen ihre Cantonnements und brachen zu gleicher Zeit auf, um die Sonderbundsarmee in ihren Positionen anzugreifen. Die zweite und die dritte Division stiessen auf ihrem Marsch gegen die Reuss auf kein anderes Hinderniss als auf zahlreiche Verhaue, von denen man die Strassen räumen musste, auf einige Vorposten, die nicht Stand hielten, und Haufen Landstürmer, die bei ihrer Annäherung die Flucht ergriffen. Ihre Flügel berührten sich in Gerliswyl, vor der Emmenbrücke, wie dies im Voraus bestimmt worden. Von jeder Division befanden sich an dieser Stelle gegen Abend eine Brigade und vier Batterien Artillerie, bereit, am folgenden Tage die Befestigungen zu erstürmen und den Uebergang zu erzwingen.

Auf dem anderen Ufer der Emme hatte die siebente Division schon am ersten Tage ein ernstes Treffen mit den luzernischen Truppen und Landstürmern zu bestehen gehabt, die eine schöne Stellung in Schüpfheim im Entlibuch besetzt hatten. Es war ihr nicht gelungen, sich dieses Dorfes zu bemächtigen, sie musste nun vor demselben bivouakiren. Während der Nacht errichtete sie Brustwehren für ihre Geschütze und begann am andern Morgen den Angriff von Neuem. Die Berner Reserven, aus denen diese Division vollständig zusammengesetzt war, entwickelten viele Tapferkeit und nahmen die Position trotz des dem Gegner günstigen Terrains und trotz heftiger Gegenwehr, die von einem tüchtigen und wackern Officier geleitet wurde. Ge-

gen Mittag waren sie Herren des Plateau's und des Dorfes und drangen an demselben Tage bis Entlibuch vor.

Die zweite Division bemächtigte sich der Brücke bei Wohlhausen und reichte der siebenten die Hand, die von nun an nicht mehr isolirt stand. Oberst Burckhardt recognoscirte an den Ufern der Emme. Er nahm einen Uebergang über den Fluss und einen Angriff auf das Dorf Littau in Aussicht, um die Vertheidigungswerke bei der Emme zu umgehen, die von andern Truppen in der Front angegriffen werden sollte. Der Anmarsch der siebenten Division durch das Entlibuch erleichterte diesen Angriff, der auf den 24. Morgens angesetzt war. Andere indessen eingetretene Umstände machten jedoch diese Dispositionen unnöthig.

Die dritte Division, welche Abends in Innwyl, von Hitzkirch herunter, angekommen war, konnte die in Aussicht genommene Bockbrücke über die Reuss nicht schlagen; das Material zu derselben war der schlechten Strassen halber zu einem grossen Umwege genöthigt gewesen und konnte erst am nächsten Tage an Ort und Stelle anlangen. Sie diente also nicht zum Angriff auf Gislikon und die Brücke, für welche man keinen günstigeren Platz als gegenüber dem Kloster Rothhausen bei Luzern finden konnte, wurde erst später zur Bequemlichkeit der Armee geschlagen, die auf diese Weise eine Verbindung mehr zwischen den verschiedenen Corps gewann, welche auf beiden Seiten der Reuss standen. Der Marsch dieser Division durch das Hitzkirchenthal war indessen nicht nutzlos gewesen; er hatte die Landstürmer gehindert, vom Lindenberg aus die Flanke und den Rücken der Colonne zu beunruhigen, die längs der Reuss marschirte, um auf der directen Strasse von Muri nach Gislikon zu operiren.

Die Reserve-Bataillone, die den Divisionen zugetheilt

waren, besetzten nach einander die auf ihrem Vormarsch von den activen Truppen verlassenen Städte und Dörfer. Die Cavallerie durchstreifte, um die Ordnung und Ruhe zu sichern, die Landschaft im Rücken der Armee. In einem so waldigen und coupirten Terrain konnte sie zu keinem anderen Dienst verwendet werden.

Vom 22. Abends an hatte das Genie die Verbindung über Sins hergestellt. Eine Brigade der vierten Division überschritt an diesem Punkte die Reuss, um auf dem rechten Ufer zu manövriren. Der in paralleler Linie vorrückende Rest der Division gelangte auf die Höhe von Klein-Dietwyl. Bei Eien wurde eine zweite Schiffbrücke geschlagen und von einer andern Brigade überschritten, die mit der ersten vereinigt gegen das beim Eingang in das Défilé liegende Dorf Honau marschirte, da wo die Vertheidiger sich concentrirt und mehrere Batterien aufgepflanzt hatten. Die dritte Brigade dieser Division setzte ihren Marsch auf dem linken Reussufer fort und deckte die Artillerie-Reserve, welche nach Gislikon in Bewegung war.

Die fünfte Division, die am Abend vorher in Folge der abgeschlossenen Capitulation in den Canton Zug eingerückt war, hatte sich in der Umgegend von Cham und St. Wolfgang zusammengezogen, nachdem sie vorher ihre erste Brigade zur Besetzung von Baar, Zug und Menzingen abgesandt, um so den linken Flügel der Armee zu decken und etwaigen Offensivstössen der Schwyzer Truppen auf jener Seite entgegen zu treten. Die andern Brigaden, zu denen einige Reservebataillone zur Verstärkung der activen Division gestossen waren, bereiteten sich auf einen Marsch gegen die Höhen von Meyerskappel vor, die sie in Ausführung des allgemeinen Plans erobern sollten. Sie führten zwei Divisions-Batterien und drei Batterien Reserve-Artil-

lerie mit sich; ihre Bedeckung bestand aus einer überzähligen halben Brigade Infanterie.

Nach Vollendung dieser vorbereitenden Bewegungen sollte der gleichzeitige Angriff der beiden Divisionen IV und V gegen 9 Uhr Morgens beginnen. Er wurde von den Vertheidigern kräftig ausgehalten. Diese waren sehr vortheilhaft in den Wäldern und auf den Abhängen des Rotherbergs oder hinter den kürzlich ausgeführten Verschanzungen postirt. Die Position, welche sich rechts und links an unüberschreitbare Hindernisse lehnte, war nicht zu umgehen; man musste alle Schwierigkeiten und Gefahren eines Frontalangriffs überwinden. Eine lebhafte Kanonade entwickelte sich sofort und dauerte bis 3 Uhr Nachmittags. Die eidgenössischen Truppen des rechten Flügels, nachdem sie zweimal zurückgewichen und von ihren Commandanten, die vom Pferde gestiegen waren und sich in Person an ihre Spitze gestellt hatten, zweimal auf's Neue in's Feuer geführt wurden, konnten endlich Honau in ihre Gewalt bringen und den Brückenkopf von Gislikon an der Kehle in's Feuer nehmen. Die Artillerie-Reserve, die sich nicht ohne Gefahr weiter rechts nach Innwyl zu aufstellen konnte, und keinen passenden Stand auf dem von ihr besetzten Terrain fand, hatte vom linken Ufer aus vergebens die feindlichen Werke beschossen und deren Feuer ausgehalten. Letztere wurden erst aufgegeben, als man sie durchaus nicht mehr zu halten vermochte und sie eben von hinten erobert werden sollten. Das erste Bataillon, das sie besetzte, fand nur noch die leeren Geschützdämme. Die gesammte Artillerie hatte sich zurückgezogen. Die Brücke über die Reuss, die von diesen Werken gedeckt war und deren Belag man entfernt hatte, wurde eiligst wieder hergestellt; die dritte Brigade überschritt den Fluss, und die ganze Division Ziegler

mit Ausnahme einer Abtheilung, die man zur Bewachung der Artillerie-Reserve und des schweren Gepäcks in Klein-Dietwyl zurücklassen musste, war auf dem rechten Ufer versammelt und drang noch an demselben Abend bis zum Dorfe Roth vor, in dessen Nähe sie sich einen guten Platz wählte, um sich hier für die Nacht militärisch einzurichten. Aus diesem Dorfe bezog sie auf dem regelmässigen Wege der Requisition einige Erfrischungen.

Die beiden Brigaden der Division Donatz, Nr. III, denen es nicht möglich gewesen, weiter oben eine Schiffbrücke zu schlagen und die plötzlich von Innwyl hatten auf Gislikon abschwenken müssen, blieben auf dem linken Ufer der Reuss stehen und gingen erst am nächsten Tage hinüber.

Die Landstürmer, die bis dahin den Lindenberg-Wald besetzt hatten und sich von den Colonnen überholt sahen, die in den Thälern zu ihren Füssen marschirten, zogen sich zurück. Die Reserve konnte in Folge dessen an der Spitze des Freienamtes, wo sich auch das grosse Hauptquartier befand, eine ruhige Nacht zubringen. Seit der Besetzung Innwyls war die Wiederkehr dieser irregulären Corps nicht mehr zu fürchten.

Die Division Gmür, Nr. V, die, wie schon erwähnt, durch die Besetzung Zugs auf zwei und eine halbe Brigade Infanterie und fünf Batterien reducirt war, hatte ebenfalls viele Mühe, die Höhe von Meyerskappel in ihre Gewalt zu bringen; die Wälder waren von Plänklern besetzt, die Zugänge durch Verhaue, Verschanzungen und Minen erschwert und zugleich von Infanterie und wohl postirten Schützen kräftig vertheidigt. Ein Bataillon der Vorhut wurde bei Ebikon zurückgewiesen; von einigen energischen Officieren wieder gesammelt, wiederholte es den Angriff und erzwang sich den Eintritt in ein befestigtes Défilé, durch welches eine Colonne unter dem Schutze des Gehölzes vordringen und

sich so des Dorfes, das den Schlüssel der Position bildete, bemächtigen konnte. Durch Vorschieben seines rechten Flügels und Vereinigung mit der Nachbardivision, konnte auch Oberst Gmür die Höhen erreichen, die er zu besetzen hatte. Von hier aus schwenkte eine seiner Brigaden mit zwei Batterien nach links ab und rückte bis zum Kiemengrat vor, einem Hügel am Ufer des Zugersee's, wo sie dann bivouakirte. Sie hielt damit die Truppen des Sonderbundes in Schach, die nach dem Verlust der Höhen von Meyerskappel sich in Immensee und in der Nähe der Tellskapelle gesammelt hatten. Von diesem Augenblick an war die Trennung zwischen Schwyz und Luzern vollzogen und der Plan des Generals verwirklicht. Die Schwyzer Bataillone zogen sich augenscheinlich über das linke Seeufer zurück, die Truppen der andern Cantone wandten sich plötzlich nach Luzern und die eidgenössischen Truppen standen zwischen Beiden. Die Brigade auf dem Kiemengrat verblieb drei Tage hinter einander in dieser Stellung, fortwährend im Bivouac; sie beobachtete und beherrschte von hier aus die Gegend. Der Rest der Division lagerte nach dem Angriff auf die Höhen in Udligenschwyl, stets Fühlung haltend mit der Division Ziegler auf den Fusswegen, die den Wald des Rotherbergs durchschneiden, zwischen den beiden Strassen, die Cham mit Luzern verbinden. Indessen erhielt Oberst Gmür erst mitten in der Nacht Meldung von den Erfolgen des rechten Flügels und konnte er dann erst diese Verbindungen herstellen, so schwer zugänglich sind diese Ortschaften. Eine Bitte um Waffenstillstand, die Oberst Ab-Yberg, Commandant des rechten Flügels der Sonderbundsarmee an ihn richtete, wies er zurück. Nur die Besetzung der Hauptstadt durch die eidgenössischen Truppen konnte die Feindseligkeiten beendigen.

Es scheint, dass General Salis die Absichten seines Gegners errathen und richtig geurtheilt hatte, dass der Hauptangriff von Zug ausgehen werde, denn er war mit seinem ersten Adjutanten, dem Fürsten Schwarzenberg, hier zur Stelle. Er hatte den directen Oberbefehl über den Theil der Truppen übernommen, die diesen Abschnitt seiner Linie besetzt hielten, und auch nach dieser Seite hin die bedeutendsten Widerstandsmittel hingelenkt und die Vertheidigung der Emme, sowie die Deckung der Stadt Luzern dem Chef seines Generalstabs überlassen. Daraus erklärt sich die Hartnäckigkeit und die lange Dauer des Kampfes, sowohl in Meyerskappel, wie in Honau und Gislikon.

Weiter hin gingen andere Dinge vor: Die Reserven, welche noch an den Ufern des Zürich-See's, in der Gegend von Utznach und Wädenschwyl standen, mussten ebenfalls vorrücken und ihre Bewegungen zu einem doppelten Angriff gegen die March concentriren und sich wo möglich in Besitz der Schindeleggi und des Etzel setzen, der Thore zum Kanton Schwyz von der Seeseite her. Der Uebergang über die Linthbrücke bei Grynau begegnete keinem Widerstand; mehrere Einzelgefechte aber fanden in der Wollerau, namentlich bei Hütten, einem zürcherischen Dorfe statt, wo man schon 1712 wegen Religionszwistigkeiten Schweizer gegen Schweizer kämpfen sah. In Folge jener Gefechte von geringer Bedeutung capitulirte die March und wurde militärisch besetzt.

Der Zweck dieser Diversion war, keine Truppe in einem so entscheidenden Moment unthätig zu lassen. Die an den Ufern des Zürich-See's cantonnirten Bataillone, die nicht zur activen Division gehörten, wären in diesem Falle gewesen; ihre Anwendung gegen die March war für sie eine nützliche Betheiligung an der Gesammtaction. In der That

sahen die auf dieser Seite bedrohten Schwyzer sich genöthigt, ihre Aufmerksamkeit zu theilen und in die March oder an die so schwer zu bewachenden Sihlübergänge einige Truppen abzugeben, um welche die Vertheidigung von Meyerskappel, dem Schlüssel der vom Sonderbundsheer eingenommenen Stellung, geschwächt wurde. Die Besetzung dieses Bezirks war indessen von geringer Bedeutung für die Gesammtoperationen; sie war eben nur Truppen aus der zweiten Linie anvertraut und ohne Einfluss auf den allgemeinen Plan. Wäre sie misslungen, so hätte dies das Endresultat nicht im Geringsten verändert, denn Alles musste zwischen der Reuss und dem Zuger-See entschieden werden, wo die Hauptkräfte der beiden Armeen einander gegenüber standen.

Die eidgenössische Armee hatte in den verschiedenen auf luzernischem Gebiete geschlagenen Gefechten nur einen Verlust von etwa 50 Todten und 200 Verwundeten zu beklagen. In einem äusserst coupirten und waldigen Terrain ist eben die Feuerwirkung eine sehr geringe; die meisten Schüsse gehen in die Baumstämme und Felsen, die dem Soldaten als Deckung dienen; man rückt sich da kaum auf den Leib, Alles wird durch Märsche und Manöver entschieden. Die Verluste des Sonderbundes waren noch geringer, so gross ist auf solchem Terrain der Vortheil auf Seite dessen, der eine feste Stellung einnimmt und sich auf die Defensive beschränkt.

Einige Häuser wurden von Kugeln durchlöchert, das war auf einem Schlachtfelde nicht zu verhindern, ebenso wenig wie das Niederbrennen des einen oder andern Bauernhofs, sowohl auf dieser Seite wie im Entlebuch: eine unvermeidliche Folge des Kampfes zwischen erbitterten Partheien und, wir müssen es wohl sagen, der unvernünftigen Hetzereien einiger Fanatiker.

Am Abend des 23. November war also die eidgenössische Armee Herrin des Entlebuch, im Besitz von Wohlhausen an der Emme, von Roth und Udligenschwyl jenseits der Reuss. Die Stadt Luzern stand ihr nun offen und war nunmehr auf sich selbst angewiesen. Jeder weitere Widerstand war unmöglich. Deshalb sandte auch noch in der Nacht des 23. der Chef des Generalstabs, in Abwesenheit des Generals Salis, der verwundet worden und sich nach Flüelen eingeschifft hatte, einen Parlamentär in's Hauptquartier und liess um einen Waffenstillstand bitten. Die Dinge waren aber schon zu weit gediehen, als dass man diese Bitte gewähren konnte: Die verschiedenen Colonnen hatten schon Befehl erhalten, am nächsten Tage sämmtlich auf Luzern zu marschiren, und es fehlte an Zeit zur Aufhebung oder Abänderung dieser Befehle. Die Antwort lautete demnach, dass nur eine schleunige und vollständige Unterwerfung den Feindseligkeiten ein Ziel setzen könne. Die Unterwerfung fand statt, die eidgenössische Fahne wurde auf den Hauptthürmen ausgehängt und die Truppen zogen von verschiedenen Seiten mitten am Tage und fast gleichzeitig in die Hauptstadt des Sonderbunds ein.

Als die zu Immensee gelagerten Schwyzer Truppen erfuhren, was in Luzern geschehen, gaben sie ihre Position auf und zogen sich nach Arth und Goldau zurück. Man liess sie ungehindert abziehen.

Bei dieser Gelegenheit erkannte man die Vortheile einer gemeinsamen Fahne, des Symbols der Zusammengehörigkeit und des Einverständnisses. Wer weiss, was geschehen wäre, wenn es wie ehemals ebenso viel verschiedene Fahnen wie Cantone gegeben hätte.

Der Obercommandant zog am 24. November um 1 Uhr Nachmittags in Luzern ein. Am Abend vorher hatte er

den Besuch eines englischen Geistlichen erhalten, der sich als ein Beauftragter des grossbritannischen Geschäftsträgers, Robert Peel,*) anmeldete und sich die Dinge in der Nähe zu betrachten wünschte, um nur sichere Nachrichten abgeben zu können. Der General gab ihm den Bescheid, dass es ihm unmöglich sei, irgend einen Unbetheiligten bei seinem Generalstab zu dulden und veranlasste ihn auf einige Tage nach Muri zurückzukehren, was der Reverend auch that. Die Erwähnung dieses Factums möge als Erwiderung dienen auf die Andeutungen einiger ausländischen Blätter, als habe Lord Palmerston einen besondern Einfluss auf den General ausgeübt und ihn zu einer Beschleunigung der Ereignisse gedrängt. Letzterer hat zu dem englischen Minister, ebensowenig wie zu andern in der Schweiz beglaubigten diplomatischen Agenten, auch nie in der geringsten directen oder indirecten Beziehung gestanden. Er hätte auch nicht zugegeben, dass man sich in irgend einer Weise in seine Angelegenheiten mische; seine Pläne vertraute er Niemand an. Der Verkehr in Sins und auf allen benachbarten Strassen war so gross, dass man Ochsen und sogar Kühe an Wagen gespannt sah, weil sämmtliche Pferde zu militärischen Zwecken requirirt waren. Deshalb musste jener englische Geistliche wieder umkehren.

Sofort nach seinem Einzuge schrieb der General an die Regierungen von Schwyz, Uri und der beiden Unterwalden, um sie zum Aufgeben des Sonderbundes zu veranlassen, da ein längerer Widerstand die traurigsten Folgen für sie herbeiführen könnte. Seine Vorschläge fanden Gehör: am 25., 26. und 27. November wurden ähnliche

---

*) Ein Sohn des berühmten Sir Robert Peel.

Vereinbarungen wie die freiburgische in Luzern unterzeichnet. Nach und nach brachen Truppen auf zur Besetzung der Cantone, die nach ihrer Unterwerfung unter die Beschlüsse der Tagsatzung deren Commissäre aufzunehmen hatten. Speciell der Aufbruch nach Uri geschah am 30. November an einem herrlichen Tage. Drei Dampfschiffe, von denen zwei express von Flüelen gekommen waren, mit der eidgenössischen Fahne geschmückt und mehrere Barken am Schlepptau, nahmen die Truppen auf, welche unter den Klängen der Musik und dem Jubelruf der auf den Quais zusammengeströmten Bevölkerung ihre Fahrt begannen. Nach so traurigen Tagen war dies ein schönes, herzerfreuendes Schauspiel.

Indessen hatte sich die Nachricht über die letzten Ereignisse bald im Liviner Thal verbreitet und den gehofften Erfolg herbeigeführt. Die Truppen des Sonderbunds, die sich übrigens überzeugten, dass ihre Gegenwart im Tessin daselbst keinen Abfall verursachen konnte, machten vor den gegnerischen Bataillonen Halt, die sich gesammelt und hinter der Moësa, einem Fluss, der das Val Misocco herniederkommt und sich oberhalb Bellinzona in den Tessin ergiesst, Stellung genommen. Dort blieben die Urner eine Weile stehen, zogen sich aber wieder rückwärts, um von Neuem den St. Gotthard zu überschreiten und in ihren Canton heimzumarschiren, ohne dass sie etwas Anderes erreicht, als die Bevölkerung des Tessin in Schrecken versetzt zu haben.

In Luzern stand ein halbes Bataillon Walliser, das wohl gefangen genommen, aber milde behandelt wurde. Nach Niederlegung der Waffen wurde es nach Basel geschickt, weil es voraussichtlich dort gute Aufnahme erwarten durfte; es erhielt zugleich eine Marschroute durch

Ortschaften, wo ihm keine Unannehmlichkeiten bevorstanden. Diese Gefangenen blieben nur kurze Zeit in Basel, bis ihnen gestattet wurde, nach dem Wallis zurückzukehren. In Basel gebrach es ihnen an nichts.

Was nun die luzernischen Soldaten anbetrifft, so durften sie ihre Waffen und Uniformen ruhig in ihrer Behausung ablegen, und wurden in keiner Weise beunruhigt. Die Truppen der andern Cantone hatten über den See oder auf Bergpfaden ihre Heimath erreicht, sie kamen mit den eidgenössischen Truppen nicht mehr in Berührung. Die Verwundeten, die sie zurückliessen, wurden in Privathäusern oder im städtischen Spital sorgfältig verpflegt.

Trotz der Truppen-Ueberhäufung und der Schwierigkeiten, eine so zahlreiche Mannschaft unterzubringen, denn es waren am 24. mehr als zwanzigtausend Mann in Luzern eingezogen, verlief die erste Nacht ruhig. Am folgenden Tage aber brachen an einigen Orten Unruhen aus, die von Uebelwollenden hervorgerufen worden waren. Die Officiere des grossen Generalstabs bemühten sich eifrigst, den Tumult zu unterdrücken. Es gelang ihnen dies und das Unglück war bei Weitem nicht so gross als es hätte sein können und es in der Regel unter solchen Umständen ist. Man beeilte sich, einige Bataillone abmarschiren zu lassen und andere in den Nachbardörfern unterzubringen, um die Stadt etwas zu entlasten, die trotz alledem in der ersten Zeit der Besetzung ausserordentlich in Anspruch genommen war.

Oberst Ziegler wurde zum Waffencommandanten ernannt. Er stellte überall und schnell Ordnung und Ruhe her, ehrenvolle Zeugnisse von verschiedenen Seiten bestätigten die Besserung der Zustände und beruhigten den Obercommandanten, den die vorgefallenen Unordnungen peinlich berührt hatten.

Luzern gab auf Veranlassung des Obersten Ziegler der Stadt Zürich den Helm und das Schwert Zwingli's zurück, welche seit der von den Katholiken gewonnenen Schlacht bei Kappel (1531) im Zeughause aufbewahrt worden waren. An demselben Orte fand man einige Geschütze, welche aus andern Cantonen herrührten und auch diesen zurückgegeben wurden.

Die Berner-Division, die am 24. Abends im Dorfe Kriens bei Luzern Halt gemacht, zog am nächsten Tage nicht in die Stadt ein, sondern defilirte nur in der auf dem linken Reussufer gelegenen Vorstadt. Dies geschah aus Klugheitsrücksichten, denn der General fürchtete die Berührung dieser Truppen mit den Einwohnern, da zwischen beiden Theilen eine Feindseligkeit herrschte, die neuere Ereignisse nur noch lebhafter angefacht hatten. Dies sah Oberst Ochsenbein vollkommen ein; durch seine Festigkeit setzte er es durch, dass seine Soldaten trotz ihres lebhaften Wunsches, in die Hauptstadt des Sonderbunds einzuziehen, nur einen flüchtigen Blick in dieselbe thun durften und damit einen Act der Subordination erneuerten, der ihnen schon vor Freiburg zur Ehre gereicht hatte. Die Division setzte über Willisau ihren Rückmarsch nach Bern fort, wo sie entlassen wurde.

Wenige Tage darauf wurde über die Cavallerie-Reserve Musterung gehalten und dieselbe mit Marschrouten in die Heimath versehen; es blieb nur noch die zum Dienst nöthige Cavallerie der Divisionen. Ebenso wurden die cantonalen Reserven und ein Theil der Artillerie entlassen. Auf diese Weise wurde mit der den Verhältnissen gemäss zulässigen und aus Sparsamkeits-Rücksichten gebotenen Verminderung der Armee begonnen.

Der General, der keine Gelegenheit vorübergehen liess, um den getäuschten Bevölkerungen zu beweisen, dass die

eidgenössischen Truppen die Religion achteten und von keinem feindseligen Geiste gegen den katholischen Glauben beseelt waren, befahl, dass die zu dieser Confession gehörenden in Luzern befindlichen Truppen der Messe in der Hauptkirche beiwohnen sollten und dass zu gleicher Stunde ein protestantischer Gottesdienst unter freiem Himmel für die anderen Truppen auf dem Mühleplatz abgehalten würde. Er begab sich mit sämmtlichen Offizieren seines Stabes zu diesem Gottesdienst und wohnte ihm trotz dichten Nebels bei. Dies war von guter Wirkung, sowohl nach aussen hin wie nach innen.

Es galt jetzt, das Wallis anzugreifen, den einzigen Canton, der die Waffen noch nicht niedergelegt hatte. Der General meldete deshalb dem Commandanten der ersten Division, dass er bald zu ihm stossen werde, um die zu treffenden Massregeln in's Auge zu fassen, und forderte ihn auf, sich bis auf weitere Befehle auf der Defensive zu halten. Er theilte ihm zugleich mit, dass eine Brigade und eine Batterie für alle Fälle als Verstärkung für ihn abgehe.

Diese Hülfstruppen brauchten aber nicht mehr an Ort und Stelle zu gelangen; es wurde ihnen unterwegs, nachdem sie schon über Bern hinaus gekommen, Halt zugerufen, um nach letzterer Stadt zurück zu marschiren. Oberst Rilliet hatte nämlich ganz im Geiste seines Vorgesetzten, mit Vorbehalt der Ratification, eine Uebereinkunft unterzeichnet, die den Feindseligkeiten ein Ziel setzte und der Intervention des Auslandes, mit welcher die Schweiz in jenem Augenblick bedroht war, jeden Vorwand nahm. Die durch eine Stafette nach Luzern gesandte Nachricht kam hier am 1. December an, als eben der General sich zur Abreise nach Bern anschickte, von wo er sich nach Vevey begeben wollte.

Fünfundzwanzig Tage nach dem Executionsbeschluss war also Alles beendet, insoweit es wenigstens die militärischen Operationen betraf. Der Beschluss ist vom 4. November, die Capitulation Freiburgs vom 14., der Einzug in Luzern vom 24., und fünf Tage später wurde die letzte Convention zwischen dem Anführer der ersten Division und den Abgesandten des Wallis abgeschlossen. Diese Neuigkeit verbreitete Freude über die gesammte Eidgenossenschaft.

Die Aufgabe der Armee war vollendet, die Aufgabe der von der Tagsatzung in die Cantone des aufgelösten Sonderbunds abgeschickten Commissäre begann. Man gestatte uns indessen ein Wort über das was in Voraussicht der im Wallis möglichen Ereignisse geschehen war.

Viertes Capitel.

Dispositionen gegen das Wallis.

Um die Lage nicht zu compliciren und sich den Erfolg durch eine Concentration seiner Kräfte möglichst zu sichern, die in seinen Augen das einzige Mittel war, den Feldzug schnell zu Ende zu führen und unnöthiges Blutvergiessen zu vermeiden, liess sich der General Dufour nie darauf ein, zwei Dinge auf einmal zu thun. Er wies vielmehr alle Anträge auf einen gleichzeitigen Angriff des Wallis und Luzerns entschieden zurück.

Bevor er sein Hauptquartier am 14. November in Belfaux verliess, als er sich damals eiligst in den Aargau begeben musste, hatte er, damit keine Truppen-Ueberhäufung dort stattfinde, Massregeln wegen der Besetzung Freiburgs erlassen: Ein Bataillon in jedes der vorgeschobenen Forts und

vier Bataillone in's Innere der Stadt; die Artillerie auf den Landstrassen ausserhalb der drei Thore gelagert; dies waren die für den Tag der Capitulation getroffenen Massregeln. Der Rest der Truppen sollte ausserhalb Quartier beziehen und die Garnison am folgenden Tage ablösen. Es wären demnach nur vier Bataillone nach Freiburg verlegt worden, zwei von jeder der Divisionen I und II; die drei andern, ebenfalls den beiden Divisionen entnommenen Bataillone waren zur Besetzung der Schanzen und der drei Strassen nach Murten, Payerne und Romont bestimmt.

Der Dislocations-Befehl wurde jedoch falsch verstanden oder falsch ausgeführt. Es zog gleichzeitig eine grosse Truppenmenge in Freiburg ein, was deren Unterbringung und Ernährung ausserordentlich erschwerte. Am folgenden Tage gab es bedeutende Unordnungen, besonders im Jesuitencollegium, das auf Anstiften unbekannter Leute, welche die eidgenössische Armbinde angelegt und in der ersten Nacht im Gefolge des Heeres in die Stadt gezogen waren, verwüstet wurde. Es bedurfte vieler Energie, um diesen Unordnungen ein Ziel zu setzen, die Stadt musste sogar in Belagerungszustand erklärt werden. Die hauptsächlichsten Uebelthäter wurden verhaftet und allmählich war die Ruhe wieder hergestellt.

Da eine provisorische Regierung eingesetzt war und die von der Tagsatzung bezeichneten Commissäre zür Ordnung der cantonalen Angelegenheiten ihr Amt angetreten, so verlegte Oberst Rilliet sein Hauptquartier nach Vevey, während er in Freiburg unter dem Befehl eines Platzcommandanten und zur Verfügung der eidgenössischen Commissäre die zur Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung nöthigen Truppen zurückliess.

In Vevey zog er seine vierte Brigade zusammen, die

während seiner Abwesenheit vor den Débouchés der Rhone und auf dem Pas de Cheville im Gebirge als Beobachtungstruppen gelegen. Dieser Punkt war besonders gefährlich, weil er einen Zugang in den Canton Waadt durch Umgehung der Positionen eröffnet, welche die eidgenössischen Truppen vor den Brücken von St. Maurice und Lavey besetzt hielten (s. Blatt IV). Vevey war ein Centralpunkt, von wo aus Oberst Rilliet die Bataillone leiten konnte, die noch im Canton Freiburg standen, und darüber zu wachen vermochte, dass jede Unternehmung von Seiten der Walliser unmöglich wurde. Seine hauptsächlichen Streitkräfte waren in Villeneuve, Aigle, Bex zusammengezogen, so dass er alle Uebergänge über die Rhone beherrschte. Seine Reserve lag in Vevey.

Das Wallis hatte nahe an 5000 Mann unter den Waffen, ohne den Landsturm, dessen Stärke unbekannt war, der aber viele geübte Schützen in seinen Reihen zählte. Diese Division der Sonderbundsarmee besass einige Geschütze, sie stand in sehr starken Stellungen, sie hatte Stückbettungen und Brustwehren für die Artillerie errichtet, Schützengräben und Verstecke hergestellt, namentlich vor den Brücken bei Lavey und St. Maurice, und obgleich sie mit den beiden Divisionen der Waldstätte nur die Verbindung über die Furka besass und folglich von denselben nicht viel Hülfe zu erwarten hatte, so war sie in ihren Stellungen, wegen der Schwierigkeit des Uebergangs über die Rhone und der Vortheile des gebirgigen Landes, darum nicht minder furchtbar. Der Commandant dieser Division, General von Kalbermatten, hielt sich selbst für stark genug, um einige Truppen nach Luzern abzugeben, die dann an dem Angriff auf dem St. Gotthard und an verschiedenen Gefechten Theil nahmen, die im Freienamt und bei Gislikon stattfanden. Dies be-

weist, dass das Wallis für den Augenblick nicht sehr in Angst und ein Angriff auf dasselbe nicht ohne Schwierigkeiten war. Wenige Mann, einige auserlesene, wohl postirte Schützen, genügten zur Vertheidigung aller Gebirgspässe, über welche man in den Canton hätte eindringen können. Und zur Bedrohung des Ober-Wallis war nur eine in Airolo stationirte Brigade vorhanden; diese aber wurde von den Urnern in Schach gehalten, die den St. Gotthard besetzt hatten; sie war also wenig zu fürchten. Der General von Kalbermatten war von alledem wohl unterrichtet, deshalb hatte er auch fast seine gesammte Macht im Unter-Wallis, von Martigny bis nach Wouvry zusammengezogen, alle Höhen besetzt, welche den Fluss längs dieses engen Thales beherrschen, und namentlich die Felsen, die sich senkrecht erheben und das Débouché der Brücke bei St. Maurice verengen. Auf diesem zur Vertheidigung wie geschaffenen Schauplatz hätte der Kampf also sich entsponnen, wenn man das Wallis hätte durch Waffengewalt unterwerfen müssen.

Es gab Ungeduldige genug, die dies eifrig wünschten und mit allen Mitteln dazu trieben. Der Commandant der eidgenössischen Division hatte grosse Mühe, ihnen zu widerstehen und den erhaltenen Befehlen Achtung zu verschaffen, die dahin lauteten, dass er sich auf der Defensive zu halten und darauf zu beschränken habe, die ihm geeignet scheinenden Maassnahmen zu treffen, um etwaige Unternehmungen der Walliser gegen den Canton Waadt abzuschlagen. Endlich aber gab er doch dem Drängen seiner Umgebung nach wie dem eignen Wunsche, dem Ding ein Ende zu machen und bat um die Ermächtigung zu offensivem Vorgehen. Diese wurde ihm verweigert, weil der General, obgleich er auch seine Blicke manchmal nach jener Seite hin

wandte, sich von seinem Hauptziel nicht wollte ablenken lassen. Auch war er über die Natur der zu übersteigenden Hindernisse nicht genugsam unterrichtet. Er wusste dass man, im Falle die existirenden Brücken abgebrochen wären, irgendwo Bockbrücken über die untere Rhone erstellen konnte, wo die Strömung minder reissend und das Bett ebner ist als im obern Theil; doch wusste er nicht grade, an welcher Stelle dies am Besten auszuführen wäre, noch ob die Mittel zum Uebergange hinreichten. Ueber all dies standen ihm nur unvollständige Berichte zu Gebote. Er hätte seine Verantwortlichkeit zu sehr blossgestellt, wenn er seine Ermächtigung zu Dispositionen gab, die er nicht hinreichend kannte und deren Ausführung er nicht selbst in die Hand nehmen konnte. Es schien ihm klüger und gerathener, abzuwarten und seinem ursprünglichen Plan treu zu bleiben; er blieb deshalb taub gegenüber allen Vorstellungen, die auf einen gleichzeitigen Angriff des Wallis und Luzerns abzielten.

Nach der Einnahme dieser Stadt jedoch dachte er ernstlich daran, seine Thätigkeit dem Rhonegebiet zuzuwenden. Er schickte deshalb die Brigade Egloff voraus, die sich bei Gislikon ausgezeichnet hatte, dazu eine Batterie grobes Geschütz. Diese Verstärkung schien ihm zur Sicherung des Erfolges einer Unternehmung nothwendig, deren Schwierigkeiten er sich nicht verhehlte. Er wollte, dass im Wallis wie bei Freiburg und wie bei Luzern die Uebermacht eine so bedeutende sei, dass jeder Widerstand gewissermassen unmöglich oder der Kampf doch wesentlich abgekürzt würde. Da indessen der Bezirk Aigle schon seit lange mit Truppen überfüllt war, so wurde diese Verstärkung nach Lausanne geschickt, wo in diesem Augenblick keine Garnison lag. Hier wäre diese Brigade ebenso

schnell zur Hand gewesen, wenn ihr Heranziehen etwa nöthig geworden. Es wären also zum Angriff auf das Wallis vier vereinigte Brigaden, vier Batterien Artillerie und mehrere Bataillone waadtländischer, wohlorganisirter und besonders gut gesinnter Reserven bereit gewesen. Dies schien hinreichend, welche Vorstellung man sich auch von der Zahl und Energie der Vertheidiger machte, wie von der Vortrefflichkeit der Positionen, die sie den Fluss entlang besetzt hatten.

Wie aber sollte man gegen das Wallis vorgehen? Von vornherein in Masse, mit concentrischem, fortschreitendem und geschlossenem Angriff; hierüber konnte kein Zweifel aufkommen. Keine mehrfachen oder combinirten Angriffe, die nach dem Uebergang über die Rhone unter einander getrennt würden durch einen auf schwer zugänglichen Plateaus vereinigten Feind, der leicht die Verbindung der Colonnen hindern, massenhaft über die eine oder andere im gegebenen Moment herstürzen, sie erdrücken oder zersprengen könnte. Die blosse Möglichkeit eines solchen Ereignisses, welches am Schluss des Feldzuges alles wieder in Frage gestellt hätte, war für den General hinreichend, um dem Rathe vieler Personen entgegen, die den Feind gern zwischen zwei Feuer gebracht hätten, dies Verfahren abzuweisen und die Idee eines concentrischen einzigen Angriffs festzuhalten. Sollte dieser aber mit Durchbrechung der Linie oberhalb St. Maurice oder durch einen Stoss auf die untere Spitze mit einem Zurückdrängen das Rhonethal hinauf stattfinden? Der General war über diese Frage noch nicht vollständig mit sich im Reinen. Er musste sich vorher noch über alle Verhältnisse, die Einfluss auf das zu befolgende Verfahren haben konnten, genauer unterrichten. Ein Angriff auf den obern Theil wäre glänzender gewesen,

weil er mit einem Schlage das Unter-Wallis vom Ober-Wallis trennte; er konnte zu schnellen und grossen Resultaten führen. Doch er war gewagt, weil zuvor die Brücke bei Lavey unter dem Feuer einer wohlgedeckten Batterie und im Hinterhalte liegender Schützen zu überschreiten war. Dann kam die sehr starke Position von St. Maurice, die eine hartnäckige Vertheidigung so sehr begünstigt, da sie das Thal durch eine steile Felswand abschliesst, die nur einen schmalen Durchgang neben dem Rhoneufer gestattet. Eine Schlappe war also nicht unmöglich und eine solche wäre von schweren Folgen gewesen wegen der Kühnheit, mit der sie die Vertheidiger beseelt und wegen der Bestürzung, die sie in den Reihen der Angreifer hervorgerufen hätte. Aus diesen Gründen war der General vielmehr zu dem anderen Plane geneigt, der ihm der sicherste schien: zum Angriff nämlich von unten her. Die Dampfschiffe sollten ihren Beistand leisten, eine Landung bei Tagesanbruch in der Nähe von Bouveret, wo nur wenig Truppen lagen, hätte die Brücke bei Chessel frei gemacht, über welche eine zweite Colonne gezogen wäre. Diese vereinigten Kräfte, die Alles vor sich hertrieben, hätten andere Uebergänge mittelst Bockbrücken möglich gemacht. Die angreifende Armee wäre mit Gewinnung eines grösseren Terrains mehr und mehr angewachsen. Dann konnte die Position bei St. Maurice, nachdem sie über die Abhänge von Vérosse, die nur auf dieser Seite zugänglich sind, erklettert und durch die auf dem rechten Ufer aufgepflanzte schwere Artillerie in Front beschossen worden, nicht mehr widerstehen. Die Verbindung mit Bern und Lavey war hergestellt und sämmtliche jetzt vereinigten Truppen trieben die Vertheidiger des Wallis bis nach Sitten zurück und darüber hinaus.

Indessen hätte die in Tessin stehende sechste Division,

die durch die Capitulation Uri's zu freiem Handeln gelangt war, das trotz der vorgerückten Jahreszeit noch zugängliche Ober-Wallis bedroht. Sie wäre nur so lange vorgerückt, bis sie auf Widerstand gestossen, oder hätte sich darauf beschränkt, bedrohliche Positionen einzunehmen. In jedem Falle, wenn Schneemassen den Nüfenen- und Grimselpass durchaus sperrten, so war das Thor offen, um die nöthigen Hilfstruppen über St. Maurice kommen zu lassen. Alle unberechenbaren Gefahren waren damit beseitigt, das Armeecorps blieb stets vereinigt und gute Verbindungen mit dem Innern der Schweiz waren ihm gesichert.

Also ein concentrischer Angriff von unten her, Bedrohungen und blosse Demonstrationen von oben her; mit diesem Schlage wäre der Kampf beendet worden, wenn die wohlberathene und von den eben stattgefundenen Ereignissen wohlunterrichtete Regierung des Wallis nicht ihre Gesandten geschickt hätte, um mit Oberst Rilliet zu unterhandeln. Eine Convention wurde unterzeichnet und die eidgenössischen Truppen hielten am letzten Tage des November ihren Einzug in den Canton. Von diesem glücklichen Ereignisse am folgenden Tage in Kenntniss gesetzt, gab der General mit der Ratificirung der Convention seine volle Zustimmung zu Allem, was Oberst Rilliet gethan. Die Angriffspläne, die bis dahin über den ersten Entwurf nicht hinausgekommen, und zu deren Ausführung die entscheidenden Maassregeln erst nach genauer Ortseinsicht und persönlicher Anschauung der Verhältnisse ergriffen werden sollten, wurden nun bei Seite gelegt.

Die eidgenössischen Truppen wurden im Wallis, das sie bis Brieg hinauf besetzten, gut aufgenommen; ihre Aufführung daselbst war musterhaft, Unordnungen, wie solche beim Einzug in Freiburg und in Luzern vorgefallen, waren nicht

zu beklagen. Ebenso ging es in den Cantonen Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, wo überhaupt kein Widerstand stattgefunden.

Fünftes Capitel.

Abrüstung und Entlassung.

So endigte dieser Krieg, in welchem die Schweiz zur grossen Verwunderung Europa's auf einer Seite hunderttausend Mann, auf der andern dreissig- bis vierzigtausend Mann, ohne den Landsturm zu zählen, ausrüstete. Man hat sich bemüht, den Sonderbundskrieg als einen Kampf zwischen Protestanten und Katholiken darzustellen und ihn wegen der angeblichen Unterdrückung, welche die Erstern, die in der Schweiz in der Mehrheit sind, gegen die Zweiten ausgeübt haben sollen, in ein falsches Licht gestellt. Das Volk aber liess sich damit nicht täuschen, als es sah, dass die Sonderbundscantone einen protestantischen General (Herrn von Salis-Soglio aus Chur) an ihre Spitze gestellt, und dass die katholischen Contingente der Cantone Solothurn, Tessin, St. Gallen u. s. w. in der eidgenössischen Armee standen. Im Grunde war es ein Krieg zwischen den Principien, die Europa seit lange in zwei Lager getheilt, und deshalb hatte er einen so mächtigen Nachhall gefunden. Das Interesse an diesem Kampfe war ein ganz allgemeines, und es war mehr das Object desselben, als seine militärische Wichtigkeit, was die Blicke der Welt auf sich zog. Die Vertreibung der Jesuiten war freilich der augenfälligste Streitpunkt, in den Augen einer grossen Anzahl vortrefflicher Bürger aber hatte die Existenz dieses Ordens mit der Re-

ligion nichts gemein, und seine Einmischung in die Landesangelegenheiten erschien als äusserst gefahrbringend. In Wirklichkeit war der Sonderbundskrieg nichts weniger als ein religiöser Krieg, und die gegen die Protestanten erhobene Anklage, dass sie die Absicht gehabt, eine katholische Minderheit zu erdrücken, fällt von selbst dahin. Man könnte kein Factum angeben, das eine solche Anklage rechtfertigte; zur Unterstützung des Gegentheils wären jedoch mehrere zur Hand.

Wie dem auch sei, die Schweizer in beiden Lagern haben im Jahre 1847 wieder einmal gezeigt, dass Jedermann bei ihnen Soldat ist. Sie haben Beweise von Geduld in Ertragung von Entbehrungen, Beweise von Tapferkeit auf dem Schlachtfelde abgelegt; sie haben in langen Novembernächten, ohne sich zu beklagen, bei Nebel und Regen auf dem feuchten Boden bivouakirt; sie haben auf den schwierigsten Terrains gekämpft, Brücken geschlagen, Berge und Hohlwege überschritten; sie haben im Gehorsam gegen die Befehle ihrer Vorgesetzten es über sich vermocht, ihre Thatenlust und Ungeduld zu besiegen, sobald die Umstände es erheischten. Wenn auch in den ersten Tagen der Ausrüstung die Führer wegen der mangelnden Erfahrung ihrer Untergebenen bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden hatten, so waren sie doch bald Zeugen von der Entwicklung hervorragender militärischer Tugenden, von dem Eifer und guten Willen, der für manchen Fehler entschädigte. Das Beispiel dieser Führer, von denen die meisten schon vorher durch glänzende Dienste sich ausgezeichnet, wurde von den Subaltern-Officieren und weiter abwärts von dem geringsten Soldaten befolgt, so dass die Armee in kurzer Zeit als ein geschlossenes Ganzes dastand und dem alten Ruhme der schweizerischen Truppen keinen Abbruch that.

Dies wird jedesmal der Fall sein, wenn die Eidgenossenschaft sich genöthigt sieht, ihre Kinder unter die Fahne zu rufen. Und wenn man bedenkt, dass diese mehr als hunderttausend Mann zählende Armee ein Terrain zu vertheidigen hat, wie es kein schwierigeres in Europa gibt, dass sie von einem Schwarm ausgezeichneter Schützen unterstützt wird, die nicht mehr in ihren Reihen stehen, aber fortfahren, sich zu üben, so darf man glauben, dass die Schweiz trotz ihrer Kleinheit noch lange von Feinden verschont bleiben wird; denn es wäre bei einem Angriff auf dieselbe wenig zu gewinnen, und viel auf's Spiel zu setzen.

Der Sonderbundskrieg blieb nicht frei von Excessen, es waren deren nur zu viele zu beklagen. Der Parteigeist aber liess sich damals zu Uebertreibungen hinreissen, indem er sie im gehässigsten Lichte darstellte, und wenn man sie mit den Greueln vergleicht, von denen die Geschichte aller Bürgerkriege uns ein so entsetzliches Bild vorführt, so sieht man wohl, dass sie mit Rücksicht auf eine so grosse Erschütterung schliesslich wenig zu bedeuten haben. Ausserdem hat man später alles Mögliche gethan, um durch Wiedererstattung und Entschädigungen die Verluste auszugleichen, deren Verhinderung im Augenblick der höchsten Erregung der Soldaten, und bei der Schnelligkeit der durch die Umstände gebotenen Bewegungen nicht in der Macht der Truppenführer lag.

Sobald die Unterwerfung des Wallis den Feindseligkeiten ein Ende gemacht und das Truppenaufgebot nur noch die Besetzung der Cantone zum Zweck hatte, um damit den eidgenössischen Commissären die nöthige Unterstützung zur Aufrechthaltung und Ausführung der Tagsatzungsbeschlüsse zu leisten, wurde die Armee nach und nach beträchtlich vermindert. Der grösste Theil der canto-

nalen Landwehr, die Artillerie und Cavallerie der Reserve, die Hälfte der Divisionsartillerie war unmittelbar nach der Besetzung Luzerns entlassen worden, da eine so grosse Machtentfaltung für das, was im Westen der Schweiz zu thun blieb, nicht mehr nöthig war. Sobald man den Einzug der eidgenössischen Truppen in das Wallis erfuhr, wurde auch die sechste im Liviner Thal stehende Division, da ihre Aufgabe nun erledigt war, aufgelöst; dasselbe geschah mit der Brigade, die sich in Bern befand und im Nothfalle hätte an die Rhone marschiren sollen.

Bald kam auch die Reihe der Auflösung an die zweite und dritte Division. Gegen Mitte December blieben nur noch die erste Division in den Cantonen Freiburg und Wallis, die vierte im Canton Luzern, die fünfte in Schwyz mit gleichzeitiger Besetzung des Cantons Zug, und eine detachirte Brigade im Canton Uri. Unterwalden hatte sich auf das Schnellste aller seiner Verpflichtungen entledigt, und die Truppen rückten wenige Tage nach ihrem Einzuge von dort wieder ab.

Am ersten Januar 1848 wurden noch die Stäbe zweier Divisionen, eine grosse Anzahl Infanterie-Bataillone und Schützencompagnien, sowie der Rest der Cavallerie und Artillerie entlassen. Die vierte und fünfte Division wurden in eine verschmolzen, und von der ersten blieben nur noch zwei unabhängige Brigaden in Waffen, die eine in Freiburg, die andere im Wallis. Die Armee wurde auf eine Gesammtstärke von höchstens zwölftausend Mann reducirt. Diese an sich wenig interessanten Einzelheiten werden nur erwähnt, um zu zeigen, wie sparsam man in der schweizerischen Eidgenossenschaft mit dem öffentlichen Gut umgeht.

Die Besatzungscorps erfuhren nach und nach eine Verminderung, je nachdem die Cantone mit Bezahlung der

ihnen von der Tagsatzung auferlegten Kriegskosten vorangingen. Mitte Februar endlich, nachdem sie Alle hinreichende Garantien für Bezahlung ihrer Schuld in vereinbarten Terminen geleistet hatten, wurden sie vollständig der Besatzung enthoben, und die letzten Bataillone zogen vier Monate, nachdem sie ausmarschirt, in ihre Heimath zurück.

Im Laufe der Monate December 1847, Januar und Februar 1848 erkannten die Militärgerichte über die während des Feldzuges vorgefallenen Vergehen und fällten mehrere Urtheile, die grösstentheils vom Obergeneral bestätigt und von denen einige kraft des ihm gesetzlich zustehenden Begnadigungsrechtes gemildert wurden. Kein Todesurtheil wurde gefällt. Der einzige Fall, der dazu hätte Veranlassung geben können, erschien den Richtern unter so mildernden Umständen, dass sie die Angeklagten einstimmig freisprachen.

Die Verluste der eidgenössischen Armee in den verschiedenen Gefechten, welche während des Sonderbundsfeldzuges vorfielen, erheben sich auf 78 Todte, die theils auf dem Schlachtfelde geblieben, theils in den Spitälern gestorben sind, und 260 Verwundete, zusammen ungefähr 340 Mann. Dies ist sehr wenig, wenn man einen Vergleich anstellt mit dem Vilmerger-Kriege und den im Jahre 1712 fast auf demselben Terrain gelieferten Gefechten, wo auf beiden Seiten mehr als 2000 Mann auf dem Schlachtfelde blieben. In jener Epoche waren eben die beiden Heere von ungefähr gleicher Stärke, und das eine hatte nicht von vornherein ein bedeutendes Uebergewicht über das andere, der Kampf blieb eine Zeitlang unentschieden, und man focht mit jener Erbitterung, wie sie in Religionskriegen stets auftritt. Die beiden Heere zusammen hatten kaum eine Gesammtstärke von 30,000 Mann. Dabei ist noch die Verschiedenheit

zwischen den beiden Epochen hervorzuheben, dass man im Jahre 1712 mehr focht als manövrirte, während man im Jahre 1847 mehr manövrirte als focht; Alles wurde durch strategische Bewegungen entschieden.

Die Kriegskosten wurden den Cantonen des Sonderbunds auferlegt, welche sie nach Verhältniss ihres nach der alten Bundesverfassung festgesetzten Geldcontingentes zu zahlen hatten. Diese Kosten wurden Anfangs auf fünf Millionen Schweizerfranken geschätzt, die nachträglich vom Kriegscommissariat aufgestellten Rechnungen brachten sie aber auf mehr als sechs Millionen oder ungefähr neun Millionen französische Franken.*) Dies war nicht die einzige Last, die sie zu tragen hatten, sie mussten auch die Kosten ihrer eigenen Ausrüstung und die den Bürgern durch Gefechte und Einquartierung verursachten Verluste decken. Diese Schuld lastete drückend auf ihnen, und es wird viel Zeit brauchen, ehe sie sich ganz von dem Schlage erholen.**) Die andern Cantone hatten aber ebenfalls bedeutende Kosten und Ausfälle, abgesehen von denen, die ihnen von der Eidgenossenschaft vergütet wurden, so z. B. das Niederliegen des Ackerbaus und der Industrie, die Zeit, die jeder Einzelne verlor, die Abnützung des Materials und

---

*) S. S. 144.

**) Zur Ehre der Schweiz muss man sagen, dass auf einen im Cercle national zu Genf gemachten Vorschlag eine Sammlung zur Unterstützung der ehemaligen Sonderbundscantone eröffnet wurde. Diese Sammlung, an welcher eine grosse Zahl von Kriegern Theil nahm, die 1847 den Feldzug mitgemacht hatten, und die sich auf eine ziemlich bedeutende Summe belief, war eines der hauptsächlichsten Motive, welche die Bundesversammlung zu einem Nachlass des Restes der diesen Cantonen auferlegten Kriegskosten und zur Tilgung der letzten Spur unserer Bürgerkriege veranlassten. Dieser Versöhnungsact fällt in das Jahr 1852, und die nachgelassene Summe erhob sich auf 3,334,000 Franken.

der Bekleidung, ebenso der Waffen etc., so dass die der Schweiz durch den Sonderbundskrieg verursachten Gesammtkosten sich vielleicht auf mehr als das Doppelte der oben angegebenen Summe, d. h. auf achtzehn bis zwanzig Millionen belaufen haben. Der Krieg, unter welcher Form er auch ausbricht, ist immer eine grausame Geissel und besonders für eine Nation, die kein stehendes Heer besitzt und deshalb seine friedliche Bevölkerung zu den Waffen rufen muss.

Die Eidgenossenschaft schuldete den Verwundeten, den Wittwen und Waisen Entschädigung. Sie konnte diesen Anforderungen wegen Erschöpfung ihrer Mittel kaum genügen. Der Patriotismus trat hier werkthätig auf, zahlreiche Sammlungen, sowohl innerhalb wie ausserhalb der Schweiz, und selbst unter den Truppen, wurden veranstaltet. Eine Summe von 115,000 Franken war bald aufgebracht und floss zu diesem Zwecke in die eidgenössische Casse; Fremde, aus Württemberg, dem Grossherzogthum Baden und andern Ländern, trugen in reichem Maassstabe dazu bei, so gross war das Interesse, das dieser kurze Feldzug eingeflösst hatte. Die Tagsatzung beschloss ausserdem, dass die Summe von 472,000 Franken, zu deren Zahlung die Cantone Neuenburg und Appenzell-Innerrhoden wegen Nichtabsendung ihrer Mannschaft verurtheilt worden waren, einen Fonds bilden solle, dessen Ertrag zur Auszahlung der jährlichen Pensionen zu verwenden wäre. Was damals geschah, gab später einem ehrenwerthen Bürger von Genf, dem Baron von Grenus, den Gedanken ein, die Eidgenossenschaft zu seiner Universalerbin einzusetzen, mit der Verpflichtung für dieselbe, eine Invalidencasse zu gründen, deren Einkünfte ausschliesslich zu Unterstützungen dieser Art zu verwenden seien, wenn neue Umstände dieselben einmal nöthig machten. Diese Erbschaft betrug mehr als eine Million.

Die indessen in Bern wieder versammelte Hohe Tagsatzung, welche durch den Hinzutritt der Abgeordneten aus den ehemaligen Sonderbundscantonen vollzählig geworden, hatte nicht bis zu gänzlicher Entlassung der unter die Fahnen gerufenen Milizen gewartet, um denselben ihre vollste Befriedigung auszudrücken. In ihrer Sitzung vom 22. Januar 1848 beschloss sie die Erlassung einer Proclamation, in welcher folgende Worte zu lesen waren:

„Die eidgenössische Armee hat sich um das Vaterland wohl verdient gemacht.“

Von dieser Proclamation erhielt jeder Krieger oder in's Feld gezogene Beamte ein Exemplar zugesandt. Schon hatte die Tagsatzung beschlossen, dem Obergeneral durch eine specielle Abordnung aus ihrer Mitte einen Ehrensäbel mit Begleitschreiben als Zeugniss ihrer anerkennenden Gesinnung überreichen zu lassen. Sie bewies ausserdem durch Hinzufügung eines grossmüthigen Geschenks, dass die Republiken nicht immer undankbar sind.

Zwei Jahre waren seit jenen Ereignissen kaum verflossen, als die Schweiz, welche eine Gebietsverletzung an ihrer Rheingrenze fürchtete, in deren Nähe ein fremdes Heer zusammengezogen war, wiederum einen Theil ihrer Milizen zum Schutze ihrer Neutralität einberufen musste. Diese Massregel war von der Klugheit eingegeben, obgleich die Truppen, die das Grossherzogthum Baden besetzt hielten, für den Augenblick keine feindlichen Absichten kundgaben.

Das Armeecorps, welches die Eidgenossenschaft bei dieser Gelegenheit glaubte aufstellen zu müssen, zählte ungefähr dreissigtausend Mann und wurde aus den zunächstliegenden Cantonen zusammengezogen. Derselbe General führte den Oberbefehl. Dieses Armeecorps, das aus Bataillonen zusammengesetzt war, die bei Gislikon und Meyerskappel ein-

ander gegenüber gestanden, war vom besten Geiste beseelt. Unter dasselbe Banner gereiht, drückten die Soldaten sich brüderlich die Hände und waren eifrigst beflissen, einander zu beweisen, dass jeder Groll in ihren Herzen verstummt sei, dass das gemeinsame Vaterland auf sie zählen dürfe und dass ihre Waffen in Zukunft nur dazu dienen sollten, jeden gegen die Schweiz geführten Angriff abzuwehren.

Es gab keinen Sonderbund mehr.

Anhang.

I.

Im October 1847 nahm ich im eidgenössischen Kriegsrath meinen Sitz als General-Quartiermeister ein, meine Functionen hielten mich fern von activen Aemtern. Ich war so wenig darauf gefasst, zur Uebernahme des Obercommandos berufen zu werden, dass ich eines Tages auf einem Spaziergang mit dem Inspector der Artillerie, der in gleichem Falle war wie ich, zu diesem sagte: „Wir sind glücklich, dass unsere Functionen uns fern von alle dem halten, wir werden die Zuschauer sein; ich beklage herzlich den, der ernannt werden wird.“ Auf zwei Männer wurde besonders hingewiesen, doch fiel die Wahl, die sie vielleicht Beide erwarteten, auf Keinen von ihnen.

Ich war eben in aller Ruhe mit der Lösung eines mathematischen Problems beschäftigt, womit ich in der Regel meine Abende verbrachte, als eine Abordnung der Mehrheit in der Tagsatzung, die sich ad hoc versammelt hatte, mir die Nachricht brachte, dass man mich zum Obergeneral bezeichne. Ich war wie starr vor Schrecken und that alles Mögliche, um diesen Kelch von mir abzuweisen. Doch nachdem die Tagsatzung trotz eines Briefes, den ich zur Erklärung der Gründe meiner Weigerung an

sie abgesandt, gesprochen hatte, musste ich wohl oder übel mich fügen.

Da jedoch die Instructionen über einen mir wesentlich scheinenden Punkt nicht klar waren, so begab ich mich in die Versammlung und forderte Erläuterungen. Diese wurden mir nicht hinreichend gegeben, und so bestand ich auf meiner Forderung. Da erklang eine Stimme aus einem Winkel des Saales: „Wenn er so viel Schwierigkeiten macht, so werden wir schon einen andern finden." — „Recht so!" rief ich aus. Ich zog meine Ernennung aus der Tasche, legte sie auf das Bureau des Präsidenten, erklärte, dass ich das Commando nicht annehme und zog mich zurück. Abends kam eine neue Abordnung zu näheren Auseinandersetzungen. Nachdem endlich jeder Anstand gehoben war, nahm ich meine Ernennung wieder an und leistete vor der Tagsatzung den Eid als Obergeneral.

Die Einen lobten, die Andern tadelten mich wegen meiner Annahme, als ob ich (mit Ausnahme des oben bezeichneten Falls) hätte anders handeln können. Es hiesse sich eine sonderbare Vorstellung von der militärischen Pflicht machen, wenn man es für möglich hielte, in schwierigen Lagen zwischen Annahme und Nichtannahme zu wählen. Ich wollte meine Pflicht, so hart sie auch war, in ihrer ganzen Tragweite, und was auch vorfallen mochte, erfüllen, und hätte auch nur die Stimme eines vorwurfsfreien Gewissens für meine Handlungsweise gesprochen. Auf grausame Verleumdungen war ich gefasst. Die Vorsehung aber hat gewollt, dass die Dinge sich anders wendeten: sie hat meine Bemühungen belohnt, um ein grösseres Uebel zu verhindern.

An Winken und Rathschlägen hat es mir nicht gefehlt: Der Eine sandte mir einen mehr oder weniger un-

ausführbaren Feldzugsplan, der Andere drängte mich, auf eine gewisse Weise zu handeln. „Wenn Sie das nicht thun, so sind Sie verloren.“ Ein Dritter sagte mir das grade Gegentheil. Wie sich von selbst versteht, handelte ich nach meinem eigenen Kopfe.

Bei Organisation des einen oder andern Dienstzweiges konnte ich nicht begreifen, warum man nicht einen gewissen Officier berief, dessen Fähigkeiten mir wohl bekannt waren. Auf dringende Anfragen erhielt ich endlich die Antwort: „Wegen seiner politischen Ansichten.“ — „Darauf lasse ich mich nicht ein“, war mein Bescheid; „berufen Sie ihn sofort, ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich. Wo es sich um den Dienst handelt, hängt man nicht an politischen Meinungen.“ Acht Tage nachher war man entzückt von diesem Officier. Dasselbe wiederholte sich überall, und in kurzer Zeit war in der Armee keine Rede mehr von Politik.

II.

Am 19. November zeigte man mir bei Besichtigung des Zeughauses zu Aarau zwei Munitionswagen mit Kriegsraketen, die man mir mit dem dazu gehörigen Material zur Verfügung stellte. Ich weigerte mich, von einem solchen Zerstörungsmittel gegen Luzern Gebrauch zu machen, da ich so viel als möglich Alles zu vermeiden gedachte, was diesem Kriege den Charakter der Gewaltthat geben konnte.

Das ausserhalb der Stadt gelegene Haus des Obersten Elgger, das mit keiner Schildwache versehen worden war, wurde geplündert; es war nicht das einzige. Man war glücklich genug, Vieles zu retten, und fand in der Stadt mehrere Gegenstände wieder, die von Privaten genommen

worden und die man zur Rückerstattung nöthigte. Der General kam Frau Elgger nach Kräften dabei zu Hülfe. Er schützte auch das Haus des Schultheissen von Rüttimann, das von einer zügellosen Volksmasse bedroht war. Bei all' diesen Gelegenheiten führten die Truppen sich gut auf, wie die von den Ortsbehörden ertheilten Zeugnisse dies ausdrücklich betonen. Die Wittwe des ehemaligen Landammanns der Schweiz sprach auch dem General der Eidgenossenschaft brieflich ihren Dank aus, indem sie Alles hervorhob, was er für ihre Familie und ihr Haus gethan.

An dieser Stelle dürfen wir vielleicht eines jener Zeugnisse zu Gunsten der Eidgenossen veröffentlichen. Es rührt vom Guardian des Klosters Wesemlin bei Luzern her:

„Der Guardian der Kapuziner des Klosters Wesemlin macht es sich zur Pflicht, seine vollständige Zufriedenheit mit der Disciplin der in seinem Kloster bisher einquartierten eidgenössischen Milizen hiermit auszusprechen. Er hat sich über keine Beleidigung noch Schädigung zu beklagen; er muss im Gegentheil sowohl den Soldaten wie den Officieren seine Befriedigung und seinen vollen Dank für ihre strenge Mannszucht und ihr gutes Benehmen ausdrücken.

„Wesemlin, den 29. November 1847.

„J. Damascen, Guardian.“

Der päpstliche Nuntius sogar machte dem Obergeneral einen Besuch, um sich über das gegen die religiösen Anstalten beobachtete Verfahren rühmend auszusprechen.

Die Frauenklöster besonders wurden mit Achtung behandelt. Als indessen die Urner Regierung mich ersuchte, etwa hundert Nonnen die Rückkehr nach Luzern zu gestatten, antwortete ich ihr mit Einsendung meiner Er-

mächtigung, dass es besser wäre, noch einige Tage zu warten.

Kaum war ich in Bern wieder angelangt, als unbekannte Damen mir einen Carton mit einem Kranz künstlicher Blumen und einem Bande zusandten, auf welchem folgende Worte in Seide gestickt waren: „Bienheureux sont ceux qui procurent la paix.“

Urkundliche Beilagen.

A.

Ermahnungen an die Divisions-Commandanten über das gegen die Einwohner und Soldaten des Sonderbundes zu beobachtende Verfahren.

Es ist alles Mögliche zu thun, um zwecklose Conflicte zu vermeiden.

Die eidgenössischen Truppen sind auf das Nachdrücklichste anzuhalten, dass sie sich mit Mässigung benehmen und nicht zu übler Behandlung hinreissen lassen, die eine Bevölkerung reizen müsste, welche man vielmehr sich bemühen sollte, mit Milde zu behandeln, um weniger Feinde zu haben und zu einer schnelleren Lösung zu gelangen. Besonders soll man den Geisseln gegenüber, die man zu nehmen sich etwa genöthigt sähe, doppelt rücksichtsvoll verfahren und sie im Hauptquartier gut behandeln lassen, so dass ihnen nichts abgehe.

Um jeden Preis ist die Verletzung der katholischen Kirchen und religiösen Anstalten zu verhindern, um so viel als möglich den confessionellen Charakter zu verwischen, den man diesem Kriege so gern aufprägen möchte.

Zur Schonung des Eigenthums der Behörden und öffentlichen Beamten sind Wachen aufzustellen.

Wenn eine feindliche Truppe zurückgeschlagen ist, so sind ihre Verwundeten wie die eigenen zu pflegen und mit allen dem Unglück schuldigen Rücksichten zu behandeln.

Die Gefangenen sind zu entwaffnen, ihnen aber kein Leid zuzufügen, noch dürfen sie irgendwie beschimpft werden. Sie sollen im Gegentheil, um sie von ihren Vorurtheilen zurückzubringen, so gut wie möglich behandelt werden. Wenn sie sich auf Ehrenwort verpflichten, die Uniformen abzulegen und nicht wieder zu den Waffen zu greifen, soll man sie heimkehren lassen.

Werden Gewaltthätigkeiten verübt, so sei es doch nicht auf unserer Seite; man soll uns Solches nie vorzuwerfen haben. Kämen welche vor, so möge die ganze Schmach auf die Gegenpartei fallen. Keine Repressalien solcher Art, sie könnten unsere Sache nur verderben.

Nach dem Gefecht soll die Aufregung des Soldaten gezügelt, sollen die Besiegten geschont werden; nichts gereicht einer siegreichen Truppe mehr zur Ehre, und nichts stimmt in einem Bürgerkriege die Gegenpartei leichter zur Unterwerfung. Nichts aber erbittert dieselbe und drängt sie so sehr an die letzten Grenzen des Widerstandes, wie eine harte Behandlung. So stark man sich auch fühle, so soll man doch die Verzweiflung seines Gegners fürchten.

Endlich werden wir nach dem Kampfe uns Glück wünschen, nie ausser Augen gelassen zu haben, dass es ein Kampf zwischen Eidgenossen war, und dass wir ihnen gegenüber stets der Stimme des Mitleids Gehör gegeben.

Mögen die obern Führer sich eifrigst bestreben, diese Grundsätze ihren Untergeordneten einzuflössen, und mögen

diese ebenso den niedern Officieren gegenüber handeln, damit diese Principien auf die Soldaten übergehen und der ganzen eidgenössischen Armee als Regel dienen. Diese soll es sich angelegen sein lassen, der Welt zu beweisen, dass sie nicht ein zusammengeraffter Haufen Barbaren ist.

Im Hauptquartier zu Bern, den 4. November 1847.

Der Obergeneral:

Gezeichnet G. H. Dufour.

Der General richtete zugleich an die Truppen folgende Proclamation vom 5. November 1847:

„Eidgenössische Soldaten!

„Nach der Proclamation, welche die Tagsatzung an Euch gerichtet hat, habe ich nur einige Worte in diesem feierlichen Augenblick zu Euch zu sprechen.

„Der Ruf, Eure Standquartiere zu verlassen, ist an Euch ergangen, damit Ihr die Beschlüsse der höchsten Behörde der Schweiz zur Ausführung bringet. Sie hat das nationale Banner entfaltet, unter welches jeder Eidgenosse sich schaaren muss. Vergesset nicht, dass es Eure heiligste Pflicht ist, dieses Banner mit Einsetzung Eurer ganzen Kraft um den Preis Eures Blutes zu vertheidigen.

„Das Land fordert auch Euer Einschreiten und Eure volle Mithülfe, um es aus einem Zustande der Unsicherheit und peinlichen Unruhe zu reissen, der nicht länger andauern kann, ohne einen allgemeinen Ruin herbeizuführen. Es zählt auf Eure Ergebenheit, Ihr werdet seine Erwartungen nicht täuschen.

„Soldaten! Ihr müsst aus diesem Kampfe nicht nur siegreich, sondern auch vorwurfsfrei hervorgehen; man muss von Euch sagen können: Sie haben tapfer gekämpft, wo es Noth that, aber sie haben sich menschlich und grossmüthig gezeigt.

„Ich stelle also unter Euren Schutz die Kinder, die Frauen, die Greise und die Diener der Religion. Wer die Hand an eine wehrlose Person legt, entehrt sich und schändet seine Fahne. Die Gefangenen und besonders die Verwundeten verdienen um so mehr Eure Berücksichtigung und Euer Mitleid, als Ihr Euch oft mit ihnen in demselben Lager zusammengefunden.

„Ihr werdet Euch auf den Feldern vor unnützen Verwüstungen hüten, und die augenblicklichen Entbehrungen, die die Jahreszeit trotz allen Eifers, mit dem für Eure Verpflegung gesorgt werden wird, mit sich bringen kann, leicht zu ertragen wissen. Eure Führer werden sie mit Euch theilen, hört auf ihre Stimme und folget dem Beispiele, das sie Euch geben werden. Es ist oft verdienstvoller, die Mühen und Entbehrungen des Kriegslebens zu ertragen, als auf dem Schlachtfelde Muth zu zeigen.

„Doch wenn alles so geht, wie ich es hoffe, so wird der Feldzug nicht lange dauern, und Ihr werdet an Euren heimathlichen Herd mit der Genugthuung zurückkehren, eine grosse Aufgabe erfüllt und dem Vaterlande einen wichtigen Dienst geleistet zu haben, indem Ihr dasselbe in den Stand gesetzt, im Nothfalle seiner Unabhängigkeit und Neutralität Achtung zu verschaffen.

B.

Bestand der Armee am 16. November 1847.

Grosses Hauptquartier.

Generalstab	36	
Justizstab	26	
Commissariat, Sanitätsstab	30	
Cavallerie-Escorte des Generals	61	
Total . .		153

Uebertrag . . 153

Division Rilliet Nro. I.

Divisionsstab	79	
1. Brigade, Commandant A. Bundi . . .	3250	
2. „ „ Kurz	1974	
3. „ „ Veillon	2031	
4.*) „ „ Nicollier	4073	
Divisions-Artillerie	805	
Divisions-Cavallerie	133	
Genietruppen	102	
Ambulanz	13	
Reserven und Freiwillige	6963	
Total . .		19,423

Division Burckhardt Nro. II.

Divisionsstab	17	
1. Brigade, Commandant Bontemps . . .	2826	
2. „ „ Frey, von Brugg .	3432	
3. „ „ Bourgeois. . . .	2765	
Divisions-Artillerie	639	
Divisions-Cavallerie	144	
Genietruppen	131	
Ambulanz	25	
Reserven	2334	
Total . .		12,313

Division Donatz Nro. III.

Divisionsstab	50	
1. Brigade, Commandant A. Marca . . .	2565	
Uebertrag	2615	31,889

*) Die ursprünglich auf drei Bataillone von 750 Mann festgesetzte Stärke der Brigaden wurde für einige derselben durch neuen Truppenzuzug auf vier und sogar auf fünf Bataillone gebracht.

Uebertrag	2615	31,889
2. Brigade, Commandant Hauser	2596	
3. „ „ Gerwer	2601	
Divisions-Artillerie	619	
Divisions-Cavallerie.	157	
Genietruppen	110	
Ambulanz	21	
Reserven	1173	
Total . .		9,892

Division Ziegler Nr. IV.

Divisionsstab	46	
1. Brigade, Commandant Egloff.	2852	
2. „ „ König.	2865	
3. „ „ Müller, H. . . .	2524	
Divisions-Artillerie	530	
Divisions-Cavallerie.	123	
Genietruppen	100	
Ambulanz	18	
Reserven und Freiwillige	7195	
Total . .		16,253

Division Gmür Nr. V.

Divisionsstab	44	
1. Brigade, Commandant Blumer	2118	
2. „ „ Isler	2993	
3. „ „ Ritter	2336	
Divisions-Artillerie	448	
Divisions-Cavallerie	128	
Genietruppen	100	
Ambulanz	20	
Reserven und Freiwillige	11,793	
Total . .		19,980
Uebertrag . .		78,014

Uebertrag . .		78,014
Division Luvini Nro. VI.		
Divisionsstab	15	
1. Brigade, Commandant Pioda	2134	
2. „ „ Salis, E.	2201	
3. „ „ Müller, F.	1503	
Reserve-Artillerie	137	
Cavallerie	—	
Genietruppen	—	
Ambulanz	5	
Reserven	2315	
Total . .		8,310
Division Ochsenbein Nr. VII.		
Divisionsstab	33	
1. Brigade, Commandant Knechtenhofer . .	1834	
2. „ „ Brugger	1816	
3. „ „ Walthard . . .	1642	
4. „ „ Schiffeli	1615	
Reserve-Artillerie	529	
Reserve-Cavallerie	112	
Genietruppen	117	
Ambulanz	8	
Reserven	1838	
Total . .		9,544
Reserve-Artillerie Denzler.		
Artilleriestab	9	
1. Artillerie-Brigade, Commandant Næf . .	562	
2. „ „ „ Funk. .	267	
3. „ „ „ Reding .	243	
4. „ „ „ Borel. .	400	
Park-Compagnien	231	
Total . .		1,712
Uebertrag . .		97,580

	Uebertrag . .	97,580

Reserve-Cavallerie von Linden.

Cavalleriestab.	1	
1. Cavallerie-Brigade, Commandant Rieter .	186	
2. „ „ „ Ott . .	217	
3. „ „ „ Carlen .	209	
Pontonniers, Genietruppen.	274	
Détachement, Garnison in Basel	394	
Total . .		1281
Gesammtstärke . .		98,861

NB. Die Genfer Reserven sind hier nicht mitgezählt, sie sind auf dem Platz in Disponibilität geblieben.

Nachträgliche Note zu S. 76.

Es war in der That nur eine Brigade aus der dritten Division entnommen worden, um als Reserve zu dienen. Man forderte nur diese von dem Divisions-Commandanten, doch bildete sich sofort eine zweite Brigade, deren Führung der disponible Oberst Müller von Zug übernahm. Sie schloss sich der andern an und blieb augenblicklich als vierte Brigade bei dieser Division. Sie war schwächer, da sie nur zwei Bataillone und zwei Compagnien Schützen zählte. Genau genommen war es nur eine halbe Brigade.

C.

Gleichzeitiger Marsch der verschiedenen Colonnen gegen Freiburg.

(S. Bl. II.)

Das grosse Manöver, vermittelst dessen die Concentration der Truppen vor den Mauern Freiburgs stattfinden sollte, wurde genau und pünktlich ausgeführt.

Die erste Brigade der Division Rilliet verliess ihre Quartiere in Vevey am 10. November 1847 und zog in zwei Colonnen in den Canton Freiburg ein; die erste über Châtel-Saint-Denis und Semsales; die andere, schwächere, welche mehr rechts marschirte, sollte die Ufer der Saane vom Feinde säubern und die Greyerzer Strasse benutzen. Diese Colonne wurde einen Augenblick beim Uebergang über die Tine aufgehalten, eine Abtheilung waadtländischer Freiwilliger, welche den Col de Jaman überschritten hatte, umging jedoch das Hinderniss, und die Colonne konnte ihren Marsch bis Bulle fortsetzen, wo sie am nächsten Tage die zu ihrer Linken einholte. Am 12. drang die ganze Brigade bis Matran vor, wo sie Halt machte.

Die zweite Brigade brach am 11. von Moudon auf, wo das Hauptquartier der Division war und marschirte gegen Rue und Romont, ohne Widerstand anzutreffen. Am folgenden Tage setzte sie ihren Marsch nach Matran fort, nachdem sie in Romont eine Abtheilung Reserven zurückgelassen hatte. Die Artillerie marschirte mit dieser Colonne.

Die dritte Brigade, welche den Bezirk Estavayer besetzt hielt und ihre Quartiere von Payerne bis Avenches ausdehnte, besetzte Montagny am 11. November und rückte am 12. über Seedorf bis Avry bei Matran vor. Eine kleine Colonne, welche ihre Linke deckte und mit der Division Burckhardt Fühlung behielt, marschirte auf der Strasse von Avenches nach Grolley und Belfaux.

Die erste Division hatte also ihre Stellung im festgesetzten Augenblick, d. h. am Nachmittag des 12. erreicht. Sie stellte eine vollständige Verbindung zwischen ihren verschiedenen Corps her, sorgte für Vorposten, bildete Reserven u. s. w. Die so concentrirten Truppen

mussten bivouakiren, sie thaten es mit Intelligenz und Ergebung, ja mit einer gewissen Heiterkeit trotz der kühlen und langen Nächte. Alle Dörfer waren verlassen, was die Lage noch peinlicher machte.

Die Division Burckhardt hatte ebenfalls ihre Aufgabe erfüllt. Ihre erste in Neuenegg concentrirte Brigade marschirte in der Nacht nach Laupen, dem durch einen der ersten Siege der Berner so berühmten Flecken. Hier überschritt sie die Saane und marschirte am 12. über Gurmels und Barberèche nach Pansier hinter der Sonnaz und nahm hier Position, indem sie ihren linken Flügel bis zur Saane ausdehnte. Sie hatte keine anderen Schwierigkeiten zu überwinden als die starken Verhaue, die aber, weil sie nicht vertheidigt waren, immer beseitigt werden konnten.

Die zweite Brigade hatte die Artillerie der Division bei sich. Schon am 11. in Güminen und Umgegend vereinigt, marschirte sie am 12. nach Murten und folgte der dritten Brigade, die schon am frühen Morgen hier aufgebrochen war.

In der That hatte diese, von Büren kommend, sich über Aarberg nach Murten gewandt, wo sie die Nacht zubrachte. Am 12. setzte sie ihren Marsch gegen Freiburg fort und begegnete keinem Hinderniss bis Courtepin, wo die Strasse durch ein Verhau gesperrt war, neben dem an einer sehr engen Stelle eine Mine gelegt war. Ein Sapeur überschritt das Verhau und zog die rauchende Lunte aus der Mine; der eben fallende Regen hatte ihre Wirkung verhindert. Diese Brigade drang die Sonnaz aufwärts bis Belfaux vor, die nachfolgende nahm Bivouak bei Corbaz.

Die drei vereinigten Brigaden besetzten die Linie der Sonnaz. Ihre Vorposten wurden ausgestellt, und die Ver-

bindung mit der ersten, rechts lagernden Division wurde vor Einbruch der Nacht ausgeführt.

Die Artillerie-Reserve, die zurückgeblieben und auf der Strasse von Bern nach Murten staffelförmig aufgestellt war, kam am 12. in Avenches und am 13. zwischen Grolley und Belfaux an, wo sie in der Nähe des Schlosses La Rosière ihren Park einrichtete.

Eine von der Division Donatz Nro. III*) abgelöste Brigade folgte nach und kam nach Avenches. Sie lagerte am 13. vor und hinter dem grossen Artilleriepark, den sie gegen etwaige Unternehmungen des Landsturmes zu schützen hatte, der sich in den umliegenden Wäldern in grosser Zahl aufhielt.

An demselben Tage wurde das grosse Hauptquartier nach Grolley verlegt, unter Bewachung eines Bataillons Infanterie und der Cavallerie-Escorte.

Während diese Bewegungen ausgeführt wurden, marschirte Oberst Ochsenbein, nachdem er seine Truppen auf dem linken Aareufer concentrirt und ein Bataillon nach Schwarzenbuch zur Beobachtung der Uebergänge über den Guggisberg und Alblingen und zu falschen Demonstrationen auf dieser Seite detachirt, in der Nacht vom 11. zum 12. November über Neuenegg und Laupen, ersetzte hier die Division Burckhardt, überschritt die Sense, die sich in die Saane ergiesst und die beiden Cantone trennt, und rückte auf den beiden Strassen von Mariahilf und Düdingen gegen Freiburg vor. Diese Division, die siebente, bestand ausnahmsweise aus vier Brigaden, von denen drei die angegebene Bewegung ausführten und die vierte die Stadt Bern, den Sitz der eidgenössischen Tagsatzung, bewachte.

---

*) Mit einer noch hinzugefügten Halb-Brigade. (S. die Note S. 137.)

Diese ganz aus Berner Reserven zusammengesetzte Division hatte die Instruction, nur mit Vorsicht im deutschen Theil des Cantons vorzurücken und auch nur so weit als nöthig war, um die Aufmerksamkeit der Vertheidiger von dem wahren Angriff abzuziehen. Sie blieb in der Entfernung von ungefähr einer Stunde vor Freiburg stehen.

So war die eidgenössische Armee am Nachmittag des 13. November rings um diese Stadt herum aufgestellt. Die erste Division besetzte zur Rechten den Raum zwischen der Glane und Corminbœuf (s. das Fac-Simile); die zweite Division hielt die Linie von Belfaux bis an die Saane, längs der Sonnaz. Die Artillerie und die Reserve-Brigade standen in der Mitte und ein wenig nach rückwärts. Die siebente Division war bis Düdingen und Lustdorf vorgerückt, wo ihre beiden Colonnen bivouakirten und die Ereignisse des nächsten Tages abwarteten.

D.

Aufforderung zur Uebergabe Freiburgs.

Courtepin, den 13. November 1847
(um 7 U. V.).

An den dienstthuenden Herrn Schultheissen (Herrn Forel)
des Hohen Standes Freiburg.

Herr Schultheiss!

Ich will es in Erfüllung der Mission, die mir von der eidgenössischen Tagsatzung aufgetragen worden, nicht bis zum Aeussersten kommen lassen, ohne Sie zu benachrichtigen, dass ich bereit bin, die Anträge entgegenzunehmen, die mir beglaubigte Commissäre wegen Uebergabe des Platzes bringen würden.

Denken Sie, Herr Schultheiss, an die unberechenbaren Uebel, die ein gewaltsamer Angriff zur Folge hätte, und an die Unmöglichkeit, unter solchen Umständen die Wuth der Soldaten zu beruhigen. Oeffnen Sie also Ihre Thore den eidgenössischen Truppen. Es ist keine Unehre, der Uebermacht zu weichen.

Schon sind die eidgenössischen Truppen vor Ihren Mauern concentrirt, sie führen mehr als sechzig Feuerschlünde mit sich und zahlreiche Reserven ziehen ihnen nach. Mit solchen Mitteln kann der Ausgang eines Kampfes nicht zweifelhaft sein; die Katastrophe ist unvermeidlich.

Wenn Sie mir abschlägig antworten, so bin ich aller Verantwortlichkeit entledigt, sie wird ganz und gar auf Diejenigen fallen, die vor den grässlichen Leiden nicht zurückschrecken, die daraus entstehen müssen.

Der Obercommandant:
G. H. Dufour.

E.

Capitulation von Freiburg.

Zwischen den Unterzeichneten u. s. w. ist folgendes Uebereinkommen getroffen worden:

Art. 1. Die Regierung von Freiburg übernimmt die ausdrückliche Verpflichtung, dem sogenannten Sonderbund unbedingt zu entsagen.

Art. 2. Die eidgenössischen Truppen werden am heutigen Tage von der Stadt Freiburg Besitz ergreifen, indem sie mit den äussern Forts beginnen, die am Vormittag besetzt werden sollen, worauf die Stadtthore, dann die innern Posten folgen.

Art. 3. Die Stadt wird nach den eidgenössischen Re-

glementen für nöthigen Unterhalt und Unterkunft der Besatzung sorgen.

Art. 4. Die Freiburger Regierung wird ihre Truppen sofort entlassen. Die Waffen des Landsturmes müssen im Zeughaus niedergelegt werden; ein Inventar zu Handen der eidgenössischen Behörde wird darüber aufgestellt werden.

Art. 5. Die eidgenössischen Truppen werden alle besetzten Posten einnehmen und für die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes sorgen; sie werden den zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung eingesetzten Behörden ihre Unterstützung leisten.

Art. 6. Sollten andere Schwierigkeiten entstehen als solche, die vor die militärische Gerichtsbarkeit gehören, so entscheidet darüber die Hohe Tagsatzung.

Ausgefertigt in zwei Exemplaren zu Belfaux den 14. November 1847.

(Folgen die Unterschriften.)

F.

Proclamation.

Eidgenössische Wehrmänner!

Der erste Theil eurer wichtigen Aufgabe ist erfüllt, der Canton Freiburg tritt vom Sonderbund zurück und die eidgenössischen Truppen besetzen von heute an die äussern Forts der Stadt.

Doch jetzt gilt es, den Cantonen eiligst Hülfe zu bringen, die der Sonderbund mit seinen Gesammtkräften bedroht oder schon angegriffen hat. Ich reise im Augenblick ab, ohne dass ich euch Alle habe sehen und euch meine Zufriedenheit mit eurer bisherigen Aufführung habe aussprechen können. Seid bereit mir zu folgen. Neue Märsche, neue Entbehrungen warten euer, aber ihr werdet sie wie

die vorhergegangenen ertragen und das Vaterland wird euch darum nur um so dankbarer sein.

Soldaten! Alles verspricht, dass der Feldzug nicht lange dauern wird und dass ihr bald an euern heimathlichen Heerd zurückkehren könnt, um der wohlverdienten Ruhe zu geniessen.

Im Hauptquartier zu Belfaux, den 14. November 1847.

Der Obercommandant:
(gez.) G. H. Dufour.

G.

Uebersicht der von der Eidgenossenschaft im Sonderbundskrieg gemachten Ausgaben, nach den Rechnungen des Commissariats.

		Schweizerfranken.
Sold der Truppen	Fr.	2,682,726
Unterhalt, Verpflegung derselben	„	2,467,552
Futter, Geschirr, Verluste	„	386,859
Unterhalt der Waffen und des Fuhrwerks	„	22,035
Kriegsmunition	„	67,587
Transporte zu Wagen	„	187,542
Ausgaben für Lager und Posten	„	29,488
Sanitätsdienst, Spitäler	„	94,602
Kriegsrath, Justizkosten	„	47,549
Befestigungen, Brückenwesen	„	29,320
Bureaukosten	„	43,955
Staffetten, Militärpost	„	31,937
Geheime Ausgaben	„	1,330
Ausserordentliche Transporte, Reisekosten	„	7,492
Schadenersatz, Entschädigungen	„	1,489
Begräbnisskosten	„	1,279
Unterstützungen, Belohnungen	„	37,524
Summa	Fr.	6,140,266

oder in franz. Geld der Schweizerfranken
zu 1 Fr. 46 . . . . Fr. 8,964,788. 36.

Nachträgliche Notiz.

Auf dem Schlachtfelde von Gislikon sah man Wagen zum Dienste der Verwundeten erscheinen. Sie kamen von Zürich, wo sich aus freiem Antrieb eine Gesellschaft gebildet, mit der Aufgabe, die etwa ungenügenden Mittel, welche die Sanitätsverwaltung zu ihrer Verfügung hatte, nach Kräften zu ergänzen und zu vervollständigen. Diese Wagen waren von Krankenpflegern und Mitgliedern jenes Vereins begleitet. Sie leisteten grossen Nutzen.



Sendung nach Paris

und

Commando am Rhein.

(1856-1857.)



Dieser Bericht, welcher die Schweiz zehn Jahre nach dem Sonderbund geeinigt zeigt, besteht aus zwei Manuscripten des Generals Dufour, das eine über die politische Frage, das andere über die militärischen Angelegenheiten; beide sind etwas gekürzt. Da die Präliminarien der preussisch-neuenburger Frage allgemein bekannt sind, so beginnen wir diesen Bericht mit den ersten zwischen Napoleon III und dem General gewechselten Briefen.

I.

Ein Bruch schien unvermeidlich. Der Kaiser der Franzosen, der eine Versöhnung sehnlichst wünschte, schrieb mir eigenhändig folgenden Brief:

„Compiègne, den 24. October 1856.

„Mein lieber General!

„Ich schreibe Ihnen wie einem alten Freunde, um Ihnen den ganzen Ernst der Lage, in der die Schweiz sich befindet, begreiflich zu machen, und Sie zu bitten, mir zur Hebung der Schwierigkeiten und Forträumung der Gefahren behülflich zu sein. Ein Zurückgehen auf

vergangene Dinge nützt nicht viel, man muss die Sache so nehmen, wie sie liegt.

„Der König von Preussen, der der Schweiz niemals das Recht zuerkannt hat, ohne seine Zustimmung die Verfassung von Neuchâtel zu ändern, betrachtet es als ein Gebot der Ehre, den Männern beizustehen, welche die alte Ordnung wieder herstellen wollten. Der Gedanke besonders, seine Anhänger vor Gericht zu sehen, empört ihn in solchem Grade, dass er fest entschlossen ist, seine Rechte mit Waffengewalt geltend zu machen, und sich an den deutschen Bund wendet, um den Durchmarsch seiner Truppen zu erlangen.

„In dieser Lage kann Frankreich allein einen die Schweiz bedrohenden Schlag abwehren, denn welche Wendung die Dinge auch nehmen, die Schweiz muss dabei verlieren, denn sie hat dann nur ungeheure Ausgaben für ein sehr geringes Interesse gemacht. Nun bin ich aber vollständig bereit, Preussen durch meine Haltung an einer Truppensendung zu hindern, und nehme es auf mich, die Neuchâteler Angelegenheit auf vortheilhafte Weise für die Schweiz beizulegen, wenn diese ihrerseits ein wenig guten Willen und Vertrauen zu mir zeigt.

„Ich habe bis jetzt den König von Preussen abgehalten, direct vom Bundesrath die Auslieferung der Gefangenen zu fordern, weil die Ablehnung einer solchen Forderung wahrscheinlich und eine Verständigung dann nicht mehr möglich war. Wenn jedoch die Schweiz diese Gefangenen auf meine formelle Bitte in Freiheit setzte und gewissermassen das Schicksal Neuchâtels in meine Hände legte, so wäre ihre nationale Würde gewahrt und die Angelegenheit würde von selbst sich ausgleichen. Wenn die Schweiz, im Gegentheil, meinen Vorschlag zurückweist und

so thut, als verschmähe sie meinen Rath, so werde ich mich mit der Frage nicht mehr beschäftigen und den Dingen ihren Lauf lassen.

„Ich bitte Sie also, dem Präsidenten des Bundesrathes confidentiell zu sagen, dass wenn er mir die Gefangenen übergeben und mich beauftragen will, die Sache auszugleichen, ohne im Voraus vom König von Preussen eine Verpflichtung zu verlangen, er dann auf mich zählen kann; doch wenn er dies nicht will, so werde ich dem Zusammenzug einer preussischen Armee im Grossherzogthum Baden kein Hinderniss in den Weg legen.

„Antworten Sie schnell, denn die Zeit drängt, und glauben Sie, mein lieber General, an meine aufrichtige Freundschaft.

„Napoléon."

Dieser Brief wurde sofort dem Bundesrath mit meiner hier folgenden Antwort mitgetheilt und mit dem Rath, die Gefangenen mit äusserster Schonung zu behandeln, um zu zeigen, wie sehr die Schweiz zu einer friedlichen Verständigung geneigt sei.

„Genf, den 30. October 1856.

„Sire!

„.... Ich danke E. M. in meinem eigenen Namen für das hohe Interesse, welches Sie meinem Lande gewährt, und ich hege die Hoffnung, dass die von Ihr angewandten Mittel zur Herbeiführung einer friedlichen Lösung der Neuchâteler Angelegenheit von Erfolg gekrönt sein werden.

„Doch glaube ich nicht, dass weder der Bundesrath noch die Bundesversammlung, vor die jedenfalls die Angelegenheit gebracht werden müsste, in eine Einstellung der begonnenen Procedur und die Freigebung der Gefangenen

vor dem Urtheil willigen. Die öffentliche Meinung ist in diesem Punkte sehr entschieden, und in der Schweiz ist die öffentliche Meinung allmächtig. Alle Parteien stimmen darin überein (und die Einstimmigkeit in dieser Frage ist sehr bemerkenswerth), dass wenn einmal eine Angelegenheit vor den Gerichten anhängig ist, die Procedur nicht unterbrochen werden dürfe, dass die Gerechtigkeit ihren Lauf haben müsse und die Freilassung der Gefangenen erst nach dem Urtheilsspruch stattfinden könne; dass es im gegebenen Fall, wo das Recht so klar auf unserer Seite ist, Schwäche und Feigheit wäre, anders zu handeln; dass wir uns selbst in der Achtung der Nationen herabsetzen würden und dass kein Opfer uns zu gross sein könne, um uns eine solche Demüthigung zu ersparen.

„Jedermann ist aber auch der Ansicht, dass man nach dem Urtheilsspruch, wenn nöthig, Gnade üben, ja die Verurtheilten vollständig frei lassen solle, wenn andrerseits und gleichzeitig S. M. der König von Preussen Verzicht leistet auf jeden Souveränitätsanspruch auf den Canton Neuchâtel, der einen integrirenden Theil der Schweizerischen Eidgenossenschaft ausmacht. Mittlerweile werden die Gefangenen rücksichtsvoll behandelt und der Untersuchungsrichter entlässt alle diejenigen, die nicht zu schwer compromittirt sind.

„Man müsste also irgend ein Auskunftsmittel finden, welches gestattete, diesen Forderungen gerecht zu werden und eine Verständigung zu erleichtern. Vielleicht, dass der von E. M. vorgeschlagene Ausweg uns ein Mittel zur gütlichen Ausgleichung erreichen lässt. Es wäre dies ein grosser Dienst, den E. M. hiermit der Schweiz leisten würde, an deren vollständiger von der Ehre gebotener Unabhängigkeit Frankreich so viel gelegen sein muss. Es wäre dies, ich darf es wohl sagen, ein ganz Europa geleisteter Dienst,

denn die Schweiz ist der Schlussstein, der nicht erschüttert werden darf, wenn das ganze Gebäude nicht zusammenstürzen soll, u. s. w.

„General Dufour.“

Vier Tage nach meinem ersten Brief schrieb ich einen zweiten an den Kaiser, um ihm meine Abreise nach Bern anzuzeigen, wo ich am 5. November eintraf. In einer Sitzung des Bundesraths wurde beschlossen, dass es das Beste wäre, die freundschaftlichen Beziehungen, welche seit langer Zeit zwischen dem Kaiser und dem General Dufour existirten, zu benutzen, und diesen zu S. M. als ausserordentlichen beglaubigten Botschafter abzusenden.

In Paris am 10. November Abends angelangt, konnte ich mich erst am nächsten Tage mit unserem Gesandten, Herrn Barmann, über den in dieser Angelegenheit einzuschlagenden Weg verständigen. Als einzige Antwort auf die Bitte um eine Audienz, die ich nach St. Cloud gesandt, erschien am 13. Morgens eine Hofequipage, um mich in's Schloss abzuholen.

Der Kaiser erwartete mich. Ich hatte eine dreistündige Unterredung mit ihm, während deren ich ihm alle wünschbaren Details über unsere Angelegenheiten zu geben vermochte. Er zeigte sich von ausserordentlichem Wohlwollen erfüllt, nicht nur für seinen alten Freund, der jetzt mit einem officiellen Charakter bekleidet vor ihm stand, sondern auch für die ganze Schweiz, der er besonders zugethan ist. Doch erklärte er, er könne nicht anders, als theilweise wenigstens, die Rechte Preussens auf Neuchâtel anerkennen; er müsse uns folglich in aller Freundschaft aber ernstlich rathen, uns weniger stramm und anspruchsvoll zu zeigen und die geforderte Freilassung der Gefangenen zu gewähren; er, der Kaiser, werde dann seinen gan-

zen Einfluss darauf verwenden und Alles aufbieten, um den König von Preussen zu einer vollständigen Verzichtleistung auf seine Rechte auf Neuchâtel zu veranlassen.

Ich gelangte bald zur Einsicht, dass wir diesen Ausweg annehmen müssten und bat, dass in diesem Sinne eine officielle Erklärung ausgefertigt werde, die S. E. der Minister des Auswärtigen an den Bundesrath senden solle. Der Kaiser war sogleich damit einverstanden.

Da mir der Entwurf zu dem Actenstück am nächsten Morgen zugeschickt worden war, so bat ich, und der Kaiser gab seine Einwilligung dazu, dass einige Aenderungen oder Verbesserungen gemacht würden, die der Kaiser eigenhändig schrieb und wobei er die Gefälligkeit so weit trieb, mir zu sagen, ich möge ihm nur einen Paragraphen dictiren, den ich hinzugefügt wünschte.

Vorausgesetzt, dass der Bundesrath die Hauptbedingung annehme, so blieben noch die Details zu verhandeln. Diese sollten Gegenstand einer Conferenz sein, an welcher die Schweiz auf gleichem Fusse mit Preussen theilnehmen würde, um auf derselben ihre Rechte und Interessen zu vertheidigen. Dies wurde ausgemacht, doch erklärte ich von vornherein sehr categorisch, dass die Schweiz in zwei Punkten nie nachgeben werde und es vergebliche Mühe wäre, dieselben zu berühren: nämlich die Herstellung der ehemaligen Bourgeoisien und die Zurückerstattung des Schlosses zu Neuchâtel, weil dieses Schloss ein Nationaleigenthum ist, auf welches der König von Preussen keinen Anspruch machen kann, und weil eine Aenderung am gegenwärtigen Municipalsystem ein Angriff auf die Cantonal-Souveränität und die Verfassung des Landes wäre. Davon dürfte also niemals die Rede sein.

Ich liess in den Händen des Kaisers zwei Schriftstücke, in denen ich so gut ich konnte die Rechte der Schweiz dar-

gestellt und im Einzelnen alle Gründe entwickelt hatte, die man zu Gunsten einer sofortigen Verzichtleistung gleichzeitig mit der Entlassung der Gefangenen vor Fällung des sie erwartenden Urtheils anführen konnte. Dies Alles war in den Conferenzen gesagt worden, doch war es gut, wenn darüber etwas Schriftliches zurückblieb.

Der Kaiser gestattete mir ausserdem, über unsere Unterhaltung Notizen zu machen. Ich that dies auf seinem Schreibtisch. Ich las ihm diese Notizen vor, die ich confidentiell, ausserhalb der diplomatischen Berichte, zu verwenden gedachte. Der Kaiser behielt sie vierundzwanzig Stunden bei sich und gab sie mir unverändert zurück, indem er mich ermächtigte, einen discreten Gebrauch davon zu machen. Unter Anderem war darin zu lesen:

„Der König hat S. M. die Versicherung gegeben, dass er auf seine Rechte verzichten wolle, wenn die Amnestie gewährt würde.

„Der Kaiser sagte, dass er nichts Anderes wolle, als dass man ihm die Mittel an die Hand gebe, mit seinem ganzen Gewicht in die Neuchâteler Frage einzutreten und damit einen Krieg zu verhindern, den die ganze Welt beklagen würde und der nur zu schweren Folgen führen könnte.

„Dass er in Uebereinstimmung mit England sich anheischig mache, den Conflict zu verhindern.

„Dass sein ganzes Bestreben dahin gehe, zu einer friedlichen Lösung zu gelangen, was nicht nur für die Schweiz, sondern auch für sämmtliche Nachbarstaaten wünschbar sei, deren Interessen durch einen Krieg schwer geschädigt würden.

„Dass wenn einmal die Gefangenen frei gelassen, er mit der Schweiz gemeinsame Sache machen werde, um seinem Wunsche gemäss die Gegenleistung herbeizuführen.

„Wenn jenes nicht geschähe, so würde die Stellung des Kaisers gegenüber dem König von Preussen minder stark und gegenüber der Schweiz minder sympathisch sein.“

Dies war der Wortlaut jener Notizen.

Unglücklicherweise begegnete ich beim englischen Gesandten, Lord Cowley, nicht denselben Gesinnungen: Bei allen Beweisen des Wohlwollens, das er für die Schweiz hegte, wollte er nichts versprechen und gestattete auch nicht, dass in dem officiellen Actenstück von England die Rede sei. Er versprach indessen der Schweiz seinen Beistand, um ihr zur Erlangung des Verzichtes des Königs von Preussen zu verhelfen, nachdem sie selber die Gefangenen frei gelassen. Da er jedoch die Absichten jenes Monarchen nicht kenne, so dürfe er keinen Rath ertheilen.

Der Graf Walewski, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den ich mehrere Male gesehen, bestand auf der vorherigen Freilassung der Gefangenen und erklärte es als etwas, wenn auch nicht ganz Gewisses, doch äusserst Wahrscheinliches, dass die französische Regierung die Verzichtleistung des Königs von Preussen erlangen werde. Er fügte hinzu, dass er sich uns gegenüber nicht so aussprechen würde, wenn er nicht die moralische Gewissheit hätte, beim Berliner Cabinet seinen Zweck zu erreichen.

In dem officiellen Actenstück versprach der Kaiser, alles Mögliche zur Erreichung des gewünschten Resultates aufzubieten; doch lag von seiner Seite keine förmliche Verpflichtung vor. Er sagte nicht, dass der König ihm irgend etwas versprochen, noch was er thun würde, wenn dieser an seinen Ansprüchen auf das Fürstenthum Neuchâtel festhielte. Das Actenstück war endlich nicht collectiv im Namen Frankreichs und Englands abgefasst, wie meine Instructionen dies forderten; Frankreich allein redete darin.

So geschah es auch, dass der Bundesrath, als ich nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalt wieder nach Bern zurückkam und ihm meinen Bericht abstattete, die angebotenen Garantieen nicht als hinreichend betrachtete, noch die Erklärungen, die ich ihm über meine vertraulichen Unterhaltungen mit dem Kaiser machte, noch die guten Gesinnungen, die dieser stets zu Gunsten der Schweiz geäussert und von denen die von mir vorgelesenen offiziösen Notizen Zeugniss ablegten. Der Bundesrath wies die freundliche und wohlwollende Intervention des Kaisers der Franzosen zurück.

Meine Sendung war gescheitert. Am 30. November schrieb ich folgenden Brief an Seine Majestät:

„Sire!

„Es thut mir schmerzlich leid, Ihnen mittheilen zu müssen, dass alle meine Anstrengungen, die Annahme der von E. M. ausgegangenen Combination herbeizuführen, deren Vortheile klar zu legen E. M. sich mit so viel Wohlwollen bemüht haben, fruchtlos geblieben sind.

„Der Bundesrath, der schon durch seine Weigerung, auf die Note Preussens und der deutschen Bundesstaaten einzugehen, einen andern Weg betreten, glaubte nicht die auf vorher ergangene Freilassung der Gefangenen gestützte Vermittelung annehmen und sie der Bundesversammlung ohne ein sicheres Correlativ der interessirten Macht zur Annahme vorschlagen zu dürfen. Die Intervention einer befreundeten Macht schien ihm zur Deckung seiner eigenen Verantwortlichkeit in einem so schwierigen Falle nicht genügend.

„Was mich anbetrifft, so habe ich mich nur unter die Entscheidung meiner Bundesbehörden zu beugen und meine Pflichten zu erfüllen, so peinlich sie nach Umständen werden

könnten, Pflichten, deren ganze Tragweite E. M. besser als irgend Jemand begreifen wird, die aber in keiner Weise die Gesinnungen tiefer Anhänglichkeit schwächen können, die ich für E. M. hege.

„Ich muss endlich noch meine ganze Dankbarkeit für den mir gewordenen Empfang und für die Güte ausdrücken, mit welcher E. M. die langen Auseinandersetzungen entgegengenommen, welche die mir übertragene Sendung erforderte.

„Ich bin mit u. s. w.

„General Dufour.“

So schmerzlich es mir war, nach so viel Bemühungen zu einem solchen Resultat zu gelangen, so sagte ich indessen den Mitgliedern des Bundesrathes, dass ich ihre Weigerung begriffe, weil sie, nicht so wie ich mit dem Charakter des Kaisers, seiner vollständigen Ehrlichkeit und seiner edelmüthigen Gesinnung bekannt, weder in dem ihnen zugekommenen officiellen Actenstück, noch in den von mir mitgetheilten Notizen, noch auch in meinen persönlichen Betheuerungen eine genügende Garantie fänden, ihre Verantwortlichkeit zu decken und sie zu veranlassen, der Bundesversammlung eine so folgenschwere Maassregel wie die geforderte zur Annahme vorzuschlagen; dass ich an ihrer Stelle vielleicht wie sie gehandelt hätte.

So war also nichts gethan und man musste sich auf den Widerstand vorbereiten, denn die Drohungen des Königs waren ernsthaft. Er hatte den 2. Januar als den äussersten Termin bezeichnet, nach dessen Ablauf er seine Heere in Bewegung setzen werde, wenn die Schweiz nicht nachgäbe.

II.

Der Bundesrath glaubte unter solchen Umständen sich an den Rath und die Einsicht einer Anzahl höherer Officiere wenden zu müssen und berief am 19. December den General Dufour, die Obersten Fischer, Egloff, Kurz, Veillon, Salis, Stehlin, Delarageaz, von Linden. Er versammelte diese Herren unter dem Vorsitze des eidgenössischen Militärdirectors Obersten Frey-Herosée in Bern zu einem Kriegsrath.

Zur Zeit, als dieser Kriegsrath einberufen wurde, standen schon zwei Divisionen, jede von acht- bis neuntausend Mann, am Rhein: die eine, unter dem Befehl des Obersten Bourgeois, von Basel bis zur Mündung der Aare; die andere, von diesem Punkte bis zum Bodensee. Der Commandant der letzteren war Oberst Ziegler, der sich 1847 im Gefecht bei Gislikon so sehr ausgezeichnet.

Der Rath beschloss im Princip, dass Klein-Basel durch ein System detachirter Forts ähnlich demjenigen, welches französische Genieofficiere 1778 projectirt hatten, befestigt werden solle. Man beauftragte den Obersten Delarageaz mit der Ausführung und liess ihm freie Hand in der Wahl der Punkte wie in der Gestalt der Werke. Man requirirte die Pioniergeräthschaften, die sich in den cantonalen Zeughäusern in Menge vorfanden. Man beschloss, dass sämmtliche Brücken auf unserem Gebiete von Werken gedeckt werden sollten, die der Geniestab zu entwerfen und auszuführen hätte; dass speciell die Stadt Schaffhausen durch möglichst dem Terrain angepasste Verschanzungen zu decken sei. Die der Schweiz angehörenden Dampfschiffe auf dem Bodensee sollten jedes mit vier leichten Geschützen auf

Marine-Laffetten bewaffnet werden. Einige Laffetten dieser Art waren in Luzern vorhanden, die andern sollten im Züricher Zeughaus angefertigt werden. Mit diesen Geschützen waren Raketenbatterien zu verbinden. Die Häfen von Romanshorn und Rorschach waren mit einigen Stücken schwerem Geschütz, durch Brustwehren gedeckt, in Vertheidigungszustand zu setzen.

Die Cantone wurden durch ein Rundschreiben aufgefordert, ihre disponiblen Landwehren zu organisiren und den Mannschaftsbestand dieser Corps festzustellen, auf dass der zu erwählende General wisse, worauf er zählen dürfe, wo er Truppen zur Verwendung in der zweiten Linie hernehmen könne. Sie wurden auch mit Rücksicht auf die Jahreszeit aufgefordert, sich mit Schuhwerk und wollenen Socken zu versehen, die Locale in Betracht zu ziehen, die sie zu Stallungen, Hauptwachen, Bureaux u. s. w. anbieten könnten. Der Bundesrath hatte zwei grosse Maassregeln auf seine Verantwortlichkeit hin ergriffen: er hatte ein Anleihen von zwölf Millionen abgeschlossen und grosse Mehl- und Hafereinkäufe im Auslande anbefohlen. Es war in der That zu befürchten, dass die Schweiz, auf ihre eigenen Mittel angewiesen, für den Unterhalt so zahlreicher Mannschaft und Pferde nicht Hülfsquellen genug besitze.

Er hatte auch vom 5. November ab die Armee in neun Divisionen mit einer Reserve, jede zu ungefähr 10,000 Mann eingetheilt. Die Divisionen waren sämmtlich gleich und aus drei Brigaden Infanterie, einer Compagnie Sapeurs, drei Batterien Artillerie und einer Parkcompagnie, zwei Compagnien Dragoner und einer halben Compagnie Guiden zusammengesetzt. Der Kriegsrath war mit dieser Eintheilung aller activen Kräfte der Eidgenossenschaft einverstanden. Er bezeichnete sämmtliche Corpsführer und

bestimmte die Hauptquartiere der Divisionen, nämlich: Biel, Moutier, Liestal, Aarau, Frauenfeld, St. Gallen, Chur, Zürich, Bern. Man wies jeder Division einen Territorialbezirk an und überliess jedem Commandanten die Sorge für Verlegung seiner Brigaden nach eigenem Ermessen. Marschrouten wurden für sämmtliche Corps vorbereitet, so dass sie in einem gegebenen Augenblick sich so schnell als möglich an ihren Bestimmungsort begeben konnten.

Gegen Ende December wurde die Bundesversammlung wieder einberufen, sie billigte alle diese Maassregeln und ernannte Dufour zum Obergeneral, Frey-Herosée zum Chef des Generalstabs, dieselben Officiere, welche diese Functionen 1847 bekleidet hatten. Die Ceremonie der Eidesleistung, die der Obergeneral vor den Bundesbehörden zu vollziehen hatte, war ergreifend; sie fand Abends in erleuchtetem Saale statt, in Gegenwart einer gedrängten Volksmenge, welche die Galerien und den Zugang zum Stadthause besetzt hielt, in dem die beiden Räthe vereinigt waren. Der General in Galauniform und in Begleitung aller eidgenössischen Officiere, die in Bern gegenwärtig waren, nahm vor dem Sitze des Präsidenten Escher von Zürich Platz, der die folgende Ansprache an ihn hielt:

„Herr General!

„Die Bundesversammlung hat Sie an die Spitze unserer tapferen Armee berufen. Dieser Ruf ist in einem sehr kritischen Augenblick an Sie ergangen. Wir sind alle von dem Gedanken an die grosse Aufgabe durchdrungen, die Ihrer harrt; Alle aber haben wir das feste Vertrauen, dass Sie, wenn die Stunde des Kampfes schlägt, auf der Höhe Ihrer Aufgabe stehen werden: Sie werden sie im Bewusstsein der guten Sache erfüllen, zu deren Vertheidigung Sie berufen sind . . . .

„General! Sie werden Ihre Aufgabe erfüllen, unterstützt und ermuthigt durch die Macht der öffentlichen Meinung in Europa. Diese Meinung ist auch eine Grossmacht und in ihrem unbestechlichen Gerechtigkeitsgefühl nimmt sie überall mehr und mehr offen Partei für uns.

„Sie werden Ihre Aufgabe erfüllen, getragen von der rühmlichen Einigkeit, die in unserem Volke und unserem Heere herrscht. Es sind nun neun Jahre her, dass Sie ebenfalls an der Spitze des eidgenössischen Heeres gestanden, doch welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Damals gebot Ihnen eine peinliche Pflicht, das Schwert gegen Eidgenossen zu ziehen; heute drängen sich brüderlich alle Cantone unserer Schweiz, zu jedem Opfer bereit, um die Mutterfahne, das weisse Kreuz auf rothem Feld, das die Bundesversammlung in dieser feierlichen Stunde Ihren Händen anvertraut.

„Endlich, General, werden Sie Ihre Aufgabe erfüllen unter dem allmächtigen Schutze des Gottes unserer Väter, dessen Gnadenhort Jahrhunderte lang mildthätig über unser Vaterland gewaltet. Die Augen auf Ihn gerichtet, der eine feste Burg ist für den Schwachen und Kleinen, so lade ich Sie ein, vor uns den Feldherrneid zu leisten.“

Auf die Eidesformel, die der Kanzler mir hierauf vorlas, antwortete ich mit erhobener Rechten: „Ich schwöre es im Namen Gottes des Allmächtigen und wie ich wünsche, dass er mir Gnade gewähre.“ Ein allgemeiner Zuruf der Versammlung verbreitete sich über die Strasse und bis mitten auf den Platz. Ich war genöthigt, auf dem Balcon zu erscheinen, wo ich etwa folgende Anrede an das Volk hielt:

„Mitbürger! Ich danke euch für die Beweise der Sympathie, die ihr mir in diesem Augenblick gebt. Die Bundesversammlung hat mich mit der edlen Aufgabe be-

traut, die Ehre, die Unabhängigkeit und die Freiheit der Schweiz zu vertheidigen. Ich werde das eidgenössische Banner hoch und fest halten und die mir gewordene ehrenvolle Mission erfüllen, indem ich meine Blicke auf die Opferfreudigkeit der Bürger und die Begeisterung richte, mit der die Truppen zu den Waffen eilen. Meine Aufgabe ist eine schwere, denn ich bin schon alt, die Jahreszeit ist rauh und unser Feind ist mächtig. Doch wir werden sie zu erfüllen wissen, indem wir uns dem Gott des Grütli anvertrauen, der unser theures Vaterland stets beschirmt hat."

Ich war voller Vertrauen. Nicht nur waren die Contingente sämmtlicher Cantone vom schönsten Eifer beseelt und zum Aufbruch bereit, sondern überall organisirten sich Freicorps, welche die active Armee fast verdoppelten. Jede Spur des ehemaligen Sonderbunds war jetzt verwischt, und die Cantone, die im Jahre 1847 an eine Losreissung dachten, gehörten nicht zu den mindest eifrigen unter dem eidgenössischen Banner.

Meine Instructionen gingen dahin, dass der Obercommandant über das Kriegsmaterial und die Munitionsvorräthe sämmtlicher Cantone verfügen, alle nöthig erachteten Requisitionen vornehmen, Befestigungen aufwerfen dürfe, dass er sogar im Falle ernstlichen Vorrückens einer fremden Armee gegen die Schweizer Grenze, ohne Rücksicht auf die letztere, diese überschreiten und wo nöthig die Offensive ergreifen könne, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man sieht, dass diese Instructionen dem General für die ganze Dauer des Feldzuges eine wahrhafte Dictatur ertheilten.

Doch schon vor meiner Ernennung hatte mich Herr Dr. Kern, Mitglied des Ständeraths, aufgesucht, und wir

waren dahin übereingekommen, dass wir in unserer Eigenschaft als alte Freunde des Kaisers an denselben einen gemeinsamen Brief richten wollten, um einen letzten Versuch zu Gunsten des Friedens zu machen. Ich nahm die Redaction des Briefes auf mich und als wir ihn zum erstenmal gelesen, sprach Herr Kern den Gedanken aus, selbst nach Paris zu gehen. Ich stimmte ihm bei und ermuthigte ihn dazu, da ich wohl wusste, um wie viel besser man eine Angelegenheit mündlich als schriftlich behandelt. Der Gedanke wurde dem Bundesrath mitgetheilt, der ihn ebenfalls billigte. Er ernannte Herrn Kern zum ausserordentlichen Gesandten beim Kaiser der Franzosen, wie ich es sechs Wochen vorher gewesen. Ich gab ihm einen Empfehlungsbrief an S. M. und er verreiste mit dieser neuen Mission gegen Ende December.

Herr Kern wurde sehr gut aufgenommen und that sein Möglichstes, um das gewünschte Resultat zu erreichen; doch der Erfolg hing immer noch von der vorgängigen Freilassung der Gefangenen ab, einer Massregel, der die Bundesversammlung widerstrebte. Der Kaiser schrieb mir am 8. Januar 1857: „Ich war mit Herrn Kern sehr zufrieden, er hat meine Stellung zu der Frage wohl begriffen. Heute aber drängt die Zeit und wenn der Entschluss betreffend die Freilassung der Neuchâteler Gefangenen nicht vor dem 13. Januar gefasst ist, so stehe ich für nichts.“ Dies war in der That der äusserste Termin, den der König von Preussen kürzlich auf die dringenden Vorstellungen der französischen Regierung festgesetzt.

Bei Uebernahme des Obercommandos veränderte ich nichts, weder was die Truppenaufstellung, noch die Wahl der Führer betrifft. Um die Truppen der Rheingrenze zu nähern, verlegte ich jedoch die Hauptquartiere der Divi-

sionen von Biel nach Regensberg, von Moutier nach Laufen, von Liestal nach Basel, von Aarau nach Frick, von Frauenfeld nach Schaffhausen, von St. Gallen nach Frauenfeld, von Bern nach Winterthur. Das Hauptquartier der siebenten und achten Division blieb in Chur und Zürich. Indem ich die erste aus Schweizern französischer Zunge und speciell aus Genfern bestehende Division nach Regensberg verlegte, wollte ich, dass sie ebensowohl wie die andern Divisionen die Fluthen des Rheins sehen und man ihr nicht vorwerfen könne, sie sei zurückgeblieben.

Da ich ausserdem von jetzt an die dritte und fünfte Division, die in Basel und Schaffhausen standen und die Ufer des Rheins in ihrer ganzen Länge besetzt hielten, unterstützen wollte, so bot ich die nöthige Mannschaft zur Formation der Hälfte der Infanterie-Brigaden der ersten, vierten und sechsten Division auf und für jede dieser Divisionen eine Batterie Artillerie und eine Compagnie Guiden. Die andern Divisionen hatten nur ihren Stab einberufen und warteten die weiteren Ereignisse ab.

So hatte ich, ohne mich im ersten Augenblick in übertriebene Ausgaben zu stürzen, etwa dreissigtausend Mann, die zur Besetzung der Rheingrenze von Basel bis Constanz hinreichten. In wenigen Tagen hätte man über hunderttausend Mann auf den Beinen gehabt. Und diese Truppen in erster Linie wären noch durch die cantonalen Landwehren und Freiwilligencorps verstärkt worden, die sich überall organisirten.

Alle disponiblen Genieofficiere brachte ich bei den Befestigungsarbeiten zur Verwendung, die schon bei Basel begonnen waren und die auch bei Schaffhausen, Eglisau und mehreren anderen Punkten des Rheinlaufs ausgeführt werden sollten. Ich legte grossen Werth auf diese Werke

und man sollte keine Ausgaben scheuen, um sie in möglichst guten Stand zu setzen. Eine Pontonsausrüstung sandte ich nach Basel, eine andere nach Schaffhausen, um im Nothfalle neue Verbindungen an diesen wichtigen Plätzen herzustellen.

III.

Nachdem diese Befehle ertheilt waren und während ihrer Ausführung beschäftigte ich mich mit dem festzustellenden Vertheidigungsplan. Man glaubte damals, dass Preussen nicht vorhabe, den Rhein zu überschreiten, und dass es sich darauf beschränken werde, den Canton Schaffhausen als Garantie und Ersatz für sein Fürstenthum Neuchâtel zu besetzen.*) Nichts aber konnte für die Schweiz misslicher sein, weil wir diesseits des Rheins stark sind und unsere Position hier Jedermann klar und deutlich ist: wir vertheidigen uns auf unserem Grund und Boden und deshalb mit Energie. Jenseits des Rheines im Gegentheil sind wir schwach, denn nach dem Urtheil aller Militärs ist der vorspringende Zipfel von Schaffhausen unhaltbar, da er keine Vertheidigungstellung darbietet. Man musste ihn also beim ersten Erscheinen des Feindes aufgeben und sich darauf beschränken, die Verletzung der Neutralität durch einige Büchsenschüsse festzustellen. Schaffhausen ist

---

*) Der General hat später von einem Officier des preussischen Generalstabs erfahren, dass der Angriff hätte auf Säckingen stattfinden können; er war jedoch der Ansicht, der Feind hätte da ein gewagtes Spiel begonnen und die Schweiz hätte ernstliche Aussichten gehabt, dabei zu gewinnen. (Note des Herausgebers.)

aber ein Schweizer Canton, man kann ihn nicht aufgeben, ohne der Eidgenossenschaft, deren Wahlspruch ist: „Alle für Einen", einen empfindlichen Schlag zu versetzen. In der That, wer an eines ihrer Glieder rührt, der rührt an das Ganze; es ist unsere Pflicht, ihm sämmtlich zu Hülfe zu eilen, als ob wir alle selbst bedroht wären. Eine andere Handlungsweise wäre eine Art Egoismus, der mehr als einmal verhängnissvoll für die Schweiz gewesen.

Wir müssen also, dachte ich, Schaffhausen vertheidigen, als ob es ein innerer Canton wäre; aber wir können dies nur ausserhalb unserer Grenzen thun, indem wir auf badischem Gebiet eine Stellung suchen, auf die Gefahr hin, uns sämmtliche deutsche Bundesstaaten auf den Hals zu ziehen. Und wir waren dazu berechtigt, denn die Thatsache des Durchlasses einer gegen uns marschirenden Armee und der Ueberlassung von Angriffsstellungen ist ein Act entschiedener Feindseligkeit. Es gibt keine andere Wahl: entweder müssen wir Schaffhausen aufgeben und uns hinter den Rhein zurückziehen, was eine Schande für uns wäre, oder wir müssen hinaus, um diesen Canton mit einiger Aussicht auf Erfolg zu vertheidigen, welches auch die Folgen einer solchen Bewegung sein mögen. An dieser Eventualität als der ehrenhaftesten hielt ich fest. Meine Sorge um Basel war geringer, denn mit Hülfe der Befestigungswerke und einer hinreichenden Garnison konnte man es energisch vertheidigen. Wenn der Feind sich auch Klein-Basels bemächtigte, so war dies für ihn ein sehr geringer Vortheil, und wenn er den Rhein überschritt, so kam uns dies nur zu Statten, weil wir dann in unseren Positionen kämpfen würden.

So stand denn mein Plan endgültig fest: Offensive von Schaffhausen aus, kräftige Defensive bei Basel. Alles

in meinen Dispositionen sollte diesem Zwecke dienen. Der aus drei Divisionen zusammengesetzte und 30,000 Mann starke linke Flügel der Armee hatte als Hauptaufgabe die Vertheidigung Basels; der rechte Flügel, aus 10,000 Mann bestehend, sollte Chur und Luziensteig besetzen, im Falle auf jener Seite ein feindliches Corps erschiene. Das Centrum in der Stärke von 50,000 Mann sollte über Schaffhausen gegen die diesen Canton bedrohende feindliche Armee vorgehen. Endlich blieb eine Reserve von 12 bis 14,000 Mann in den Händen des Obercommandanten zur Verstärkung des derselben am meisten bedürftigen Corps, wahrscheinlich des Centrums. Deshalb sollte die Reserve auch in Zürich zusammengezogen werden.

Zur Ausführung dieses Planes bedurfte es einer grossen Anzahl von Verbindungen zwischen beiden Ufern des Rheins. Wir hatten schon die Brücken bei Stein, Diessenhofen, Schaffhausen, Rheinau, Eglisau und Kaiserstuhl. Die Steiner Brücke aber lag vom Centrum weit ab und konnte leicht verloren werden. Andrerseits war eine einzige Brücke in Schaffhausen, dem Centrum der Operationen, nicht hinreichend; ich befahl deshalb das Schlagen zweier andrer Brücken in dieser Stadt; die Rheinschiffe wurden zu diesem Zwecke gegen Entschädigung requirirt. So besassen wir neun Brücken und das fertige Material zur zehnten. Die Verbindungen zwischen dem Aussentheil und dem Innern der Schweiz schienen demnach wohl gesichert.

Befestigungswerke, um soviel als möglich den Besitz dieser Brücken zu sichern, wurden angeordnet. Diese Werke sollten armirt werden, die des rechten Ufers mit Haubitzen, zur Aufwühlung der vorliegenden Terrainfalten, und mit leicht zurückzuziehenden Geschützen kleinen Ka-

libers; die des linken Ufers mit Positionsgeschützen vom stärksten Kaliber, um die Brücken wirksam bestreichen und sie im Nothfalle abbrechen zu können.

Die Truppen sollten alsdann zwei gute Positionen auf badischem Gebiet besetzen, die eine rechts hinter der Aach, die andre links, auf den Hügeln, welche die Wuttach beherrschen. Dies hiess gewissermaassen zwischen zwei extremen Ansichten die Mitte halten, denn wir waren nicht in der Lage, uns weit vor in den gebirgigen Schwarzwald zu wagen, und andrerseits durften wir uns dem nicht aussetzen, den Feind auf dem ungünstigen Terrain von Schaffhausen zu empfangen. Diese beiden extremen Ansichten, beide gleich gefährlich, hatten ihre Anhänger. Der General glaubte, sich hinreichend ausdehnen zu müssen, um sich gut aufzustellen, ohne deshalb das schweizerische Gebiet als Stütze aufzugeben, und ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich von demselben abgedrängt zu sehen.

Die Brigaden sollten bereit sein, die Bewegung wie folgt auszuführen: Die erste Division rückt über Kaiserstuhl und Eglisau ein, um sich am folgenden Tage der Positionen an der Wuttach zu bemächtigen; die sechste rückt über Stein in das Grossherzogthum und bemächtigt sich des Schienerbergs zur Rechten, Gailingens zur Linken, gegenüber der Diessenhofner Brücke, deren man sich vergewissern muss: das Genie soll hier unverzüglich mit Herstellung eines Brückenkopfs beginnen. Die fünfte Division, schon in Schaffhausen, schickt eine Brigade auf die Strasse nach Donaueschingen, eine auf die Strasse nach Engen, die dritte bleibt in Schaffhausen.

Am zweiten Tage nimmt die sechste Division die Position am Bogen der Aach ein, die fünfte setzt ihre Bewegung gegen Engen fort bis zur äussersten Linken dieser

Position, wo sie zwei Brigaden aufstellt; die dritte besetzt Blumenfeld, nachdem sie von Schaffhausen aus, wo sie am Tage vorher gewesen, das Hauenthal hinaufgezogen. Die neunte Division, die am Tage vorher sich Schaffhausen genähert, überschreitet die Brücken, zieht durch die Stadt und marschirt ohne Aufenthalt in's Centrum der Aachlinie über Dörflingen und auf der grossen Stockacher Strasse, so dass am Ende des zweiten Tages die Position an der Aach von drei Divisionen besetzt ist, rechts die sechste, links die fünfte, und im Centrum die neunte. Am dritten Tage marschirt dann die indessen von Zürich in Schaffhausen angekommene achte Division auf der centralen Strasse bis in die Gegend von Thayngen vor und stellt sich hinter der ersten Linie auf. Zur Vollendung der Offensivbewegung bedurfte es also dreier Tage, und zwar unter schwierigen Bedingungen, denn die Truppen hatten mehrere Nächte im Schnee zu bivouakiren; doch war zu vermuthen, dass der Patriotismus der Soldaten diese harte Prüfung mit Geduld überwinden würde. Da die Gegend mit Gehölz bedeckt ist, so konnte man grosse Feuer anmachen, nachdem man den Boden so gut wie möglich aufgeräumt.

Beim Ueberschreiten des Rheins sollten die Divisionen zu ihrer Erleichterung das Gepäck auf dem linken Ufer in wohlgewählten Parks zurücklassen. Auf ihrem Marsch und beim Uebergang über die Brücken folgen sich die Brigaden in gewissen festzuhaltenden Zwischenräumen, um Verwirrung zu vermeiden.

In der Schlacht thut man sein Möglichstes, hält aus oder weicht nur schrittweise. Wenn der Canton Schaffhausen vor überlegenen Kräften aufgegeben werden muss, so könnte ein regelmässiger Rückzug in folgender Weise ausgeführt werden: Die achte Division hätte die

Höhen um Schaffhausen zu besetzen, bis sämmtliche Truppen vorübergezogen. Sollte indessen die Reserve auf dem Platze sein, so würde diese Aufgabe ihr zufallen und die achte Division würde sich beeilen, auf dem linken Ufer Position zu nehmen. Der rechte Flügel würde die Brücken bei Diessenhofen und Büsingen zum Uebergang benutzen und die Brücke bei Stein aufgeben, die wie die beiden anderen abgebrochen würde. Das Centrum sollte sich nach der achten Division zurückziehen, dabei das Terrain hartnäckig streitig machen und über die Schiffbrücken bei Schaffhausen gehen, die alsdann abgebrochen würden.

Die fünfte Division, linker Flügel, würde nach Schaffhausen hinabsteigen, dabei die Gehölze durch eine starke Nachhut vertheidigen, ihre Artillerie und eine Brigade über die Stadtbrücken senden und die beiden andern Brigaden den Rhein entlang ziehen lassen, um sie die Brücke bei Rheinau erreichen zu lassen. Die erste, an der Wuttach aufgestellte Division, würde sich über die Berge an die Brücke bei Eglisau zurückziehen und die Brücke bei Kaiserstuhl, die zu weit abwärts liegt und zerstört werden müsste, aufgeben. Die Reserve, nachdem sie möglichst lange Widerstand geleistet, sollte die Artillerie aus den Verschanzungen ziehen, die Geschütze vernageln oder in den Fluss stürzen und die noch allein zu ihrer Verfügung stehende Schaffhauser Brücke überschreiten. Diese Bewegungen sollten von den auf das linke Ufer hinübergegangenen Truppen unterstützt werden.

Die Divisionen hätten dann ihr Gepäck in den Parks aufzunehmen und sich, nachdem sie weitere Befehle abgewartet und nur die nöthigen Abtheilungen zur Bewachung des Flusses zurückgelassen, in's Innere zurückzuziehen. In solchem Momente wären die Landwehren und

Freiwilligen zur Bewachung des Rheins und zur Vertheidigung der unvollständig abgebrochenen Brücken von Nutzen. Auf diese Weise hätte ein regelmässiger Rückzug sich gestalten können; doch wie viele Ereignisse konnten ihn stören!

Was nun die Vertheidigung Basels anbetrifft, so war mein Plan folgender: Der kleine Zipfel, den unser Gebiet auf dem rechten Rheinufer bildet, kann nur passiv vertheidigt werden, weil aussen der Raum zum Manövriren fehlt, und wenn man es versuchte, das fremde Gebiet dazu zu entlehnen, so liefe man Gefahr, sich vom Rückzug über die Brücke bei Rheinfelden abgeschnitten zu sehen. Uebrigens soll man nicht auf zwei Seiten zugleich offensiv manövriren. Klein-Basel sollte also mit zahlreicher Artillerie groben Kalibers befestigt werden. In Basel aber ist nur eine Brücke; eine zweite sollte deshalb aus Rheinschiffen erstellt werden, die Pontons würden im Nothfalle die Erstellung einer dritten Brücke gestatten. Starke Batterien auf dem linken Ufer sollten die Werke flankiren und die Brücken bestreichen. Alle andern Brücken bis zum Ausfluss der Aar müssten zerstört werden, doch soll die Stunde eines ernsten Angriffes abgewartet werden, ehe zu einem so schweren Opfer geschritten wird. Trotz der Zerstörung der Brücken hat die Cavallerie die Ufer zu beobachten und sich jedem Uebergangsversuch zu widersetzen.

IV.

Dies war der Vertheidigungsplan. Seit den ersten Tagen des Januar arbeitete man eifrig an den Vorbereitungen zu dessen Ausführung.

Die Befehle zur Beschleunigung der Befestigungsarbeiten auf den verschiedenen bezeichneten Punkten wurden sofort gegeben. Man verwandte dazu sämmtliche Genieofficiere und Sapeurcompagnien der Eidgenossenschaft, die sich durch diese Arbeiten auszeichneten. Die Schanzen vor Klein-Basel bildeten eine ununterbrochene Linie von einer halben Stunde Ausdehnung. Es waren deren vierzehn an den geeignetsten Punkten, ihr Profil war Achtung gebietend und die inneren Räume boten genügenden Platz. Trotz der strengen Jahreszeit und des schneebedeckten Bodens sah man sie in der ersten Hälfte des Januar wie durch Zauberei aus der Erde steigen.

Zu ihrer Armirung waren 78 Geschütze erforderlich, die ich theilweise aus den cantonalen Zeughäusern bezog, da die der Eidgenossenschaft nicht hinreichten. Ueberall legten die Militärbehörden den grössten Eifer in Stellung der von ihnen geforderten Gegenstände an den Tag; und zur Ehre des Schweizersinns muss hervorgehoben werden, dass die Eigenthümer überall ihr Land ohne den geringsten Widerspruch zur Erstellung der Befestigungswerke hergegeben. Die Positionsgeschütze wurden nach Basel befördert und in einem Park vereinigt. Ich wollte erst bei Annäherung der Gefahr zur Armirung der Schanzen schreiten, um die Bevölkerung nicht ohne Noth zu erschrecken.

Der Lauf der Wiese sollte zu einer vom Genie vorzubereitenden Ueberschwemmung benützt werden, welche die ganze Linke der Linie zu decken vermochte. Der Frost hätte freilich die Wirkung grossentheils aufgehoben, diese aber wäre bei der geringsten Milderung der Temperatur wieder eingetreten. Uebrigens konnte man ja das Eis wo und wann man wollte aufbrechen.

Die Erstellung einer Brücke war wegen der Breite des Rheins und der starken Strömung mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Man benützte Alles was aufzutreiben war, grosse Kohlenbarken, gewöhnliche Kähne, Böcke, eingerammte Pfähle und da die Anker auf dem Grunde trieben, so musste man ein Seil von einem Ufer zum andern spannen, um die Fahrzeuge zu befestigen. In acht Tagen kam man damit zu Stande und diese aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Brücke gereichte den Pontonniers zu grosser Ehre.

In Schaffhausen und Eglisau befahl ich ähnliche, doch minder bedeutende und so viel als möglich den Localverhältnissen angepasste Arbeiten, wobei den Ingenieuren wegen des wenig geeigneten Terrains die schwierigsten Aufgaben wurden. Kraft meiner Befehle, und so etwas war in der Schweiz noch nicht erlebt worden, wurden die nöthigen Schiffe und Kähne zur Erstellung der beiden Brücken bei Schaffhausen requirirt. Einige Batterien wurden noch in Rheinfelden zur Vertheidigung der dortigen Brücke und am Ufer des Bodensee's zur Sicherung der Häfen aufgestellt.

Während man mit diesen Arbeiten sich eifrig beschäftigte, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf mehrere Zweige des Dienstes, in denen unsere Milizen keine Erfahrung besitzen, und verfasste zu diesem Zwecke mehrere Instructionen. Die engen Quartiere, die misslichen Bivouaks in der strengen Jahreszeit, der Sanitätsdienst, die Vertheilung der Lebensmittel, die Lieferung von Stroh und Holz, der Sold, dies Alles und manches Andre noch verursachte mir ernste Sorgen. Ich theilte jedem Divisionsstab einen Officier zu, der speciell als Oberwagenmeister mit der Organisation der Parks beauftragt war, die in der Schweiz neu und doch so unerlässlich sind, wenn man öftere Truppenverlegungen

und rasche Bewegungen ganzer Divisionen vornehmen will. Diese Officiere wurden unter den Oberst-Lieutenants und Majoren gewählt, damit sie in ihrer amtlichen Thätigkeit die nöthige Autorität genössen.

Um die Hauptquartiere der Divisionen mit den schon existirenden grossen Telegraphenlinien in Verbindung zu setzen, wurden auf Anordnung des Chefs des Generalstabs neue Linien eingerichtet. Sie waren für die schnelle Beförderung der Befehle von grossem Nutzen. Die schon fertigen Eisenbahnen waren es ebenfalls für den Transport der Truppen und des Materials, sowie für unsere Inspectionsreisen. Der Generalstab verschaffte sich alle wünschbaren Nachweise über dieses Communicationsmittel, um die Zeit berechnen zu können, die die preussischen Armeecorps von der Abfahrt aus ihren bekannten Sammelpunkten bis zur Ankunft in einem bestimmten Centrum, wahrscheinlich Sigmaringen, brauchen würden. Wegen der Strasse den Rhein entlang hatte ich keine grossen Besorgnisse, da ich Gründe für die Annahme zu haben glaubte, dass die Preussen dieselbe kaum benützen würden.

In Voraussicht unseres Marsches über die Grenze richtete ich an die Commandanten Empfehlungen rücksichtlich des Betragens, das sie den Bevölkerungen gegenüber zu beobachten hatten, die uns niemals feindliche Gesinnungen gezeigt: „Sie leiden genug unter der Kriegsgeissel, man wird deshalb den Einwohnern keine Contributionen auferlegen und sich nur der öffentlichen Gelder bemächtigen. Tägliche Requisitionen haben nur wegen der Subsistenzmittel, wegen Stroh und Holz stattzufinden; wie weit man auch die Schonung treibe, die Truppen müssen eben doch das Nöthige bekommen.“ Hierauf folgten Vorschriften über die Art und Weise der Erhebung dieser Requi-

sitionen durch die Kriegscommissäre und die Corps-Commandanten.

Die Haltung, welche die Schweiz von dem Augenblick an, da sie sich bedroht sah, angenommen, war so schön, der Aufschwung so allgemein; man hatte, zu Vieler Erstaunen, die verschiedenen Parteien sich fest zusammenschliessen, die Leidenschaften erlöschen, Männer jedes Alters und Standes sich unter dieselbe Fahne zu ihrer gemeinsamen Vertheidigung schaaren sehen, dass überall die lebhafteste Sympathie für die Schweiz sich kundgab. Eine grosse Anzahl fremder Officiere bot mir ihre Dienste, ja ihre Börse zur Vertheidigung einer Sache an, die, wie sie sagten, die Sache aller Freunde einer verständigen Freiheit war. Ich musste ihr Anerbieten dankend zurückweisen, um der Schweiz die Ehre des Kampfes allein zu bewahren.

Was die Officiere ausser Dienst betrifft, welche bei nahender Gefahr für das Vaterland wieder in Activität zu treten wünschten, so nahm ich eine gewisse Anzahl in den Stäben auf, die andern blieben disponibel.

Die in der Fremde niedergelassenen Schweizer verliessen ihre Geschäfte, um sich zur Fahne zu stellen, oder wenn sie dies durchaus nicht konnten, eröffneten sie Subscriptionen und sandten uns Geldbeiträge. Eigenthümer grosser Handelshäuser liessen ihre Commis abreisen, zahlten ihnen die Fahrt und sicherten ihnen ihre Stellen nach der Rückkehr.

Ich war glücklich, mich an der Spitze einer von der ganzen Nation unterstützten und von der Sympathie der Nachbarvölker getragenen, opferbereiten Armee zu sehen. Deshalb war meine Zuversicht auch so gross.

Die Jahreszeit freilich war streng, doch unsere Soldaten erhielten meistens eine Soldzulage, die ihnen von den Gemeinden oder Cantonsregierungen geleistet wurde. Ueberall

vereinigten sich die Frauen zur Anfertigung warmer Kleidungsstücke. Von Mitte Januar ab fanden beträchtliche Vertheilungen statt, so dass diejenigen, die sich beklagten, nicht zu denen gehörten, die an der Grenze standen, sondern zu denen, die noch nicht in den Dienst gerufen waren. Alle hätten für eine so schöne Sache einstehen mögen.

Dies war wohl geeignet, mich aufrecht zu halten, und meine innere Verfassung war auch weit verschieden von derjenigen im Sommer 1847, als ein Theil der Schweiz gegen den andern marschirte. Ich darf indessen sagen, dass ich zwei Gründe zu ernster Besorgniss hatte: einen betreffs unserer Jäger, die noch nicht mit Präcisionswaffen ausgestattet waren; einen andern, weil wir uns in einem Uebergangsstadium zwischen einem eben abgeschafften alten Exercier-Reglement und einem andern, noch nicht vollständig eingeübten, befanden.

Mitte Januar verlegte ich mein Hauptquartier von Bern nach Zürich, um dem Centrum der grossen von mir projectirten Bewegungen näher zu sein. Es war der Augenblick, wo der König von Preussen seine Armeen in Marsch setzen musste, wenn er aus seinen Drohungen Ernst machte. Es war auch derjenige, an welchem ich meine Divisionen vollzählig machen und sämmtliche Truppen einzuberufen gedachte. Dazu hätte es nur eines Wortes bedurft, denn die Marschrouten für sämmtliche Corps lagen in den Bureaux des eidgenössischen Militär-Departements bereit.

Eine telegraphische Depesche meldete mir jedoch, dass die Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 16. Januar den Entschluss gefasst, das wegen des Neuchâteler Aufstandes begonnene Processverfahren aufzugeben und der Forderung Preussens durch Freilassung der Angeklagten zu genügen, unter dem Vorbehalt indessen, dass über dieselben

so lange Landesverweisung verhängt bleibe, bis der König seinerseits officiell auf seine Rechte auf Neuchâtel verzichtet habe. Damit war man ungefähr auf die Anträge zurückgekommen, die ich von Paris mitgebracht und die eben so energisch wie einstimmig verworfen worden waren. Dieser Umschlag brachte einen unangenehmen Eindruck auf die Nation hervor. Ich befürchtete dieselbe Wirkung auf die Armee, sie nahm indessen die Nachricht von dem Vorgefallenen, die ihr durch Tagesbefehl mitgetheilt wurde, mit Ruhe auf, und ihre Mässigung in solchem Augenblick gereichte ihr nicht minder zur Ehre als ihr Eifer, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, als man dieses in seiner Unabhängigkeit ernstlich bedroht glaubte.

Was war nun seit meiner Rückkehr von Paris vorgefallen? Die Zeit hatte das ihre gethan, ruhige Ueberlegung hatte einflussreiche Männer dazu geführt, der Stimme der Klugheit Gehör zu schenken. Vielleicht hat Herr Kern, nachdem er in Bern wieder eingetroffen, eingehendere Aufschlüsse geben können als ich. Vielleicht hatte die französische Regierung einen weitern Schritt zur Herbeiführung einer friedlichen Lösung gethan. Thatsache ist, dass nach den mündlichen Auseinandersetzungen des Herrn Kern der Bundesrath sein Decret vom 16. vorschlug und dass die vereinigten Räthe dasselbe guthiessen.

Auf die ernstesten und thätigsten Kriegsvorbereitungen folgten nun plötzlich Friedensmaassregeln, Abrüstungsbefehle. Ich war über diesen Ausgang nicht verstimmt, obgleich man von einer andern Hand angenommen, was man aus der meinigen zurückgewiesen hatte. Ich war deshalb nicht verstimmt, weil die schöne Erhebung des Schweizer Volkes daraus entstanden und der Welt bewiesen, dass Angesichts einer äussern Gefahr die Leidenschaften bei uns

schweigen und Männer jeder politischen Farbe sich die Hand reichen und unter die eidgenössische Fahne schaaren, um mit Gut und Blut die Ehre und die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu vertheidigen.

Ich stellte unverzüglich die Befestigungsarbeiten ein, denn so wenig ich auf Ausgaben geachtet, als es sich darum handelte, einen kräftigen Widerstand vorzubereiten, so sparsam musste ich jetzt mit dem öffentlichen Gut umgehen. Ich liess die Brücken zerlegen und die Fahrzeuge ihren Eigenthümern zurückerstatten, das Holz und anderes Material verkaufen oder in Niederlagen unterbringen. Die Entlassungsbefehle wurden sofort ertheilt und dabei der Marsch der Corps so geregelt, dass keine Stockung auf den Strassen entstehen konnte. Es brauchte sieben Tage, vom 26. Januar bis zum 2. Februar, um sämmtliche Truppen ohne Anstoss aus ihren Standquartieren in ihre respective Heimath zu befördern. Vom 21. ab wurde die Kriegsbereitschaft für alle diejenigen aufgehoben, die nicht in activen Dienst berufen worden waren.

Ich begann damit, die Einquartierungen nach rückwärts auszudehnen, um soviel wie möglich den Einwohnern Erleichterung zu verschaffen. Die Entlassung wurde officiell durch einen Tagesbefehl zur Kenntniss gebracht, der folgendermaassen schloss:

„Eidgenössische Wehrmänner! Ihr werdet in eure Heimath zurückkehren, meine besten Wünsche begleiten euch und ich hoffe, dass ihr auch euren General in gutem Andenken bewahren werdet, der bereit war, Freud und Leid mit euch zu theilen. Geniesset im Schoosse eurer Familie einer wohlverdienten Ruhe, doch möge eure Ruhe die des Tapfern sein. Trennt euch nicht von euren Waffen, seid stets zur Wiederaufnahme derselben bereit, wenn irgend ein

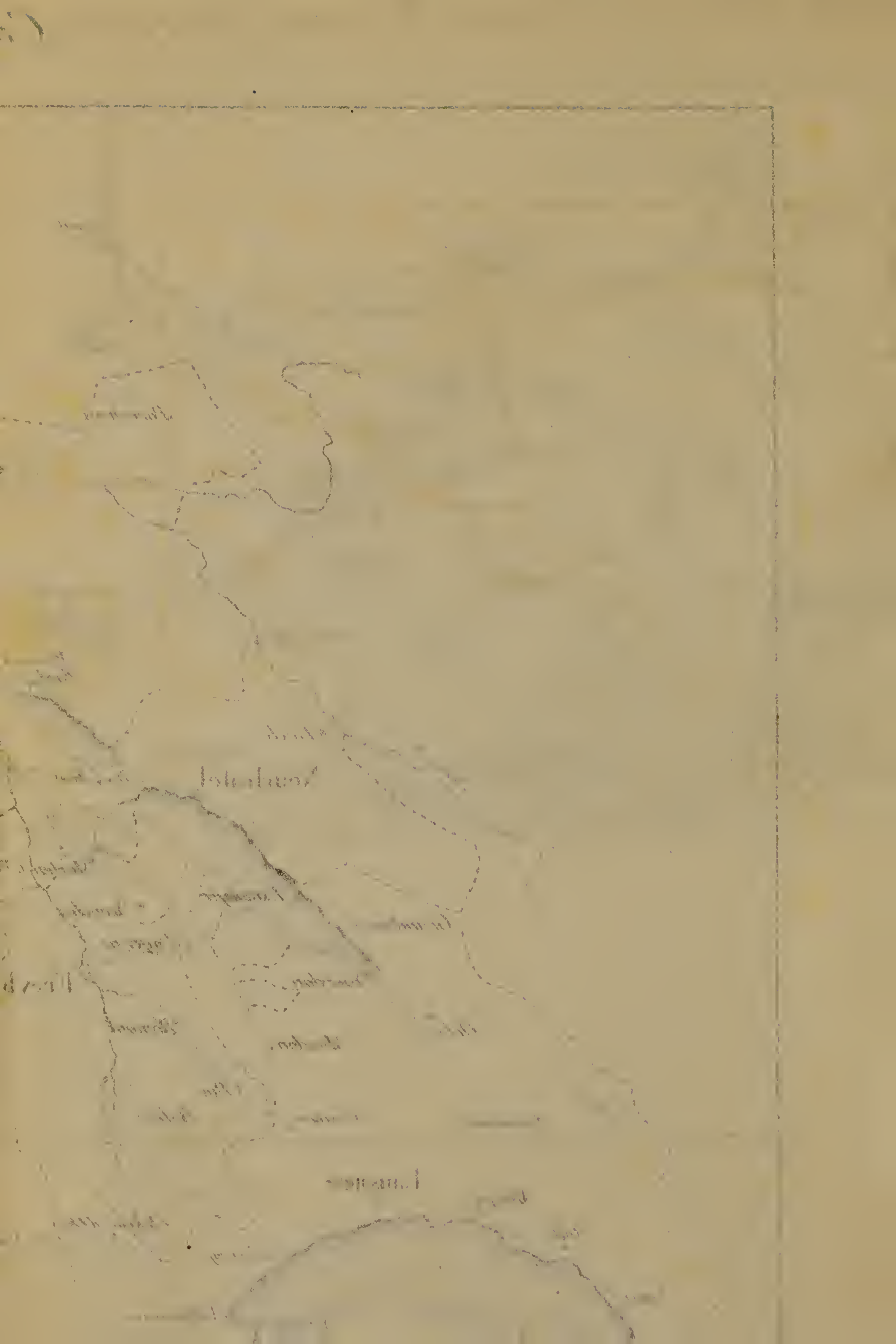
Feind uns bedrohte. So werdet ihr die Achtung bewahren, die man euch zollt; so werdet ihr unserer glücklichen Schweiz Ansehen, Frieden und Wohlergehen sichern."

Während die Truppen sich zur Abreise rüsteten, wollte ich sie in ihren Quartieren noch sehen: von Zürich ging ich nach St. Gallen, Schaffhausen und Basel. Ueberall erhielt ich die Beweise innigster Anhänglichkeit. Die Bevölkerung war aller Orten auf den Beinen, die Häuser waren Tags geschmückt, Nachts erleuchtet; Fackelzüge, Bankette, Concerte, Reden lösten einander an allen Orten ab, wo wir uns aufhielten; die Strassen waren von der Volksmenge so gedrängt voll, dass unsere Wagen nur mit Mühe vorwärts konnten. Der Obergeneral personificirte die Gesinnung, welche die ganze Nation beseelte, eine Gesinnung, deren begeisterte Kundgebung sicherlich eine schöne Seite in der Geschichte der Schweiz bilden wird.

So schloss auf friedliche Weise jener Feldzug, der ernst zu werden drohte und auf den man sich ohne Prahlerei, aber mit Ruhe und dem festen Entschluss vorbereitete, den Kampf bis auf's Aeusserste zu bestehen. Diese, obgleich nicht lange währende Ausrüstung hat unserem Lande doch nicht weniger als drei Millionen gekostet. Diese Ausgabe aber wird reichlich aufgewogen durch die Stellung, welche die Schweiz sich damit in Europa geschaffen, und durch das schöne Beispiel von Einigkeit und Thatkraft, das sie in einem Augenblick gegeben, wo man sie schwach und vom Parteigeist zerrissen glaubte.

Carte générale pour la campagne du Sonderbund







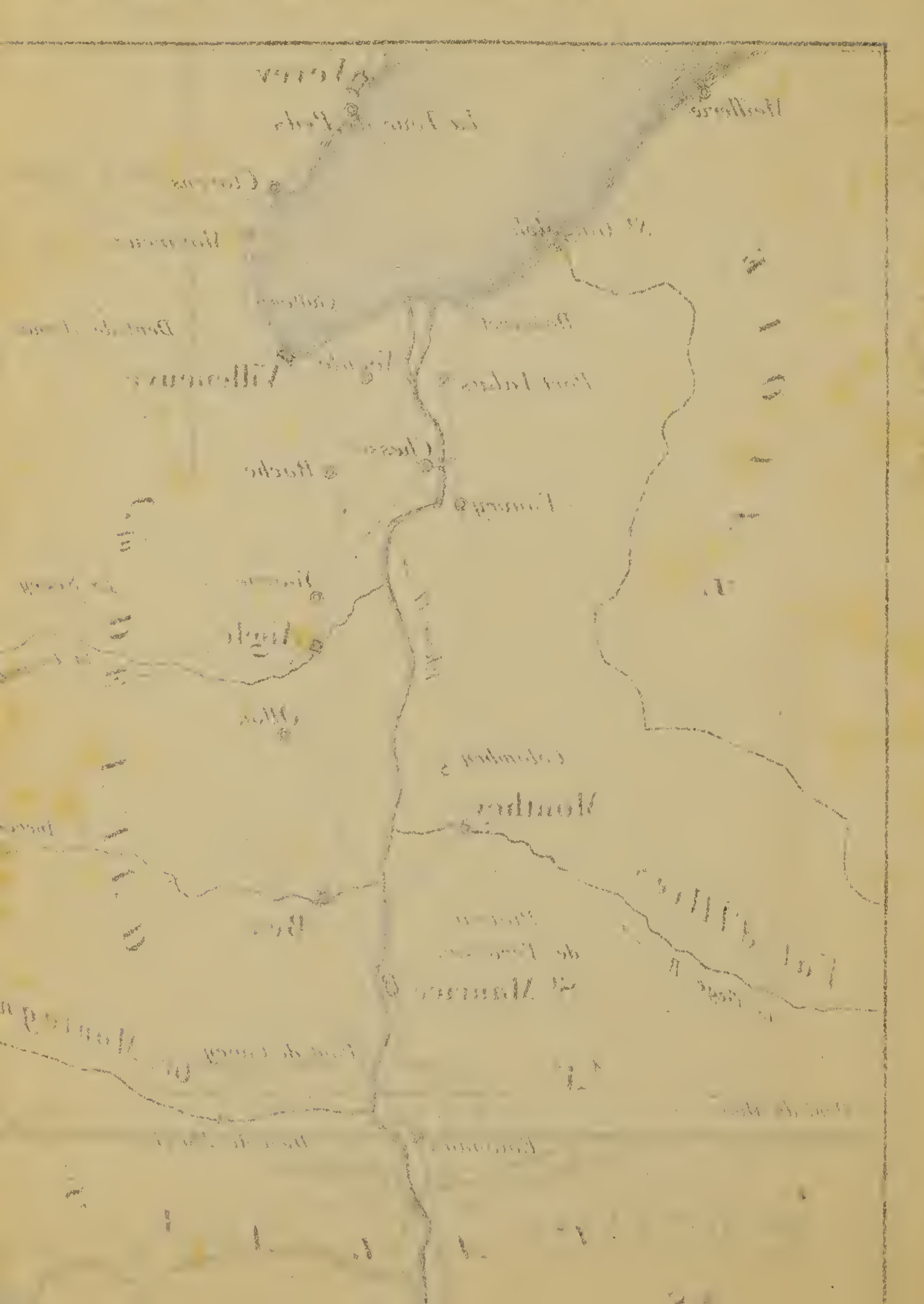
Fac simile.

Redoutes
n°1. de Bertigny
n°2. de Tory
n°3. du Guinzet

à Berne
Batteries
Tour de Gotteron R
aux montagnes
Sarine R
FRYBOURG
à Morat
à Payerne
à Romont
Pansier
Grange Pacot
la Sonnaz R
n°3.
n°2
n°1
Givisier
Belfaux
Grolley
Div. n° III
Corminboeuf
Réserve
Div. n° I
Cormanon
Villars
Matran
la Glane R
Sarine R

Plan d'attaque. Croquis (G.H.D.)

(13 Nov. 1847.)



Carte pour les marches sur Fribourg.



Lith. F. Noverraz, Genève

Carte pour les marches sur Lucerne.



